

MARIE PAUROIS

UND DIE FREMDEN IM ZUG



Marie Paurois
und die Fremden im Zug

erzählt von Jamie Allison
2026

I.

Marie Paurois rechnete durchaus mit dem üblichen Chaos bei der Bahn, als sie am 2. Januar eine längere Fahrt anzutreten gedachte. Doch wie schlimm es wirklich werden würde, konnte sie nicht einmal erahnen.

Selbstverständlich kam Annika Hinrichs mit, als ihr Vater sich anbot, Marie zum Startpunkt ihrer Reise zu fahren, nach Hamburg, direkt zum Hauptbahnhof. Auf die Weise schenkte sich Marie zumindest das Problem, von Sahrow aus mit Bussen und Regionalbahnen die Stammstrecke erreichen zu müssen, von der sie im Intercity-Express ohnehin noch ausreichend sehen würde, zumal irgendwo zwischen Mölln und Lüneburg wieder mal Bauarbeiten stattfanden. Zeitgleich hatte sie einen Sparpreis für die Fernreise nutzen können, da sie die Fahrt bereits vier Wochen zuvor gebucht hatte.

Dass sie nicht die Einzige sein würde, die sich in den Kopf gesetzt hatte, ausgerechnet jetzt eine Fernreise anzutreten, wo großes Schneechaos für die ersten Tage des neuen Jahres prophezeit worden war, wurde durch die Menschenmassen auf dem Hauptbahnhof mehr als offensichtlich.

Roland Hinrichs war vom Ausgang Ohnsorg-Theater an der ersten Hochebene bereits weitergefahren, da er hier in Hamburg bei einer großen Versicherung arbeitete. Annika würde per U-Bahn folgen, sobald Maries Zug abgefahren war.

Den richtigen der insgesamt vierzehn Gleisanschlüsse auf der Bahnsteigebene zu finden, war für die beiden kein großer Aufwand. Schwieriger war es, abzusehen, wann der ICE in Richtung Stuttgart eintrudeln würde.

Maries Endziel war Frankfurt am Main, von wo man sie am dortigen Hauptbahnhof abholen würde. Erstmals seit längerer Zeit würde sie ihren Onkel Rüdiger wiedersehen, der sich vor Jahren von der schleswig-holsteinischen Heimat aus nach Hessen abgesetzt hatte. Dessen Sippschaft kannte Marie bislang kaum.

Die verspätete Abfahrt des ICE war angekündigt worden, als Marie und Annika gerade die Rolltreppe verlassen hatten.

»Am liebsten käme ich ja mit«, meinte Annika. »Aber das werden meine Eltern wohl eher nicht erlauben.«

»Ihr seid doch ohnehin erst vor drei Tagen aus Griechenland zurückgekommen«, erinnerte sie Marie. »Wohlgemerkt, während ich tagsüber auf Gut Brambek geackert und nachts einen Gnom gejagt hatte.«

Annika hob die Schultern. »Ja, aber du weißt ja, was das größte Problem mit Urlauben ist: Sie sind chronisch zu kurz. Außerdem weiß ich ja nicht, was ich die letzten Ferientage noch machen soll, so ohne dich.«

»Vielleicht die unvorhergesehenen Bauarbeiten an der Bahnstrecke nach Lüneburg aufklären«, meinte Marie grinsend. »Ich wittere, dass das ein Codewort der Bahn dafür ist, dass wieder Buntmetalldiebe unterwegs sind und die Oberleitungen rausgeschnippelt haben, um das Kupfer zu verwerten.«

Annika schüttelte den Kopf. »Das kriege ich doch in hundert Jahren nicht allein raus.«

Marie hob die Schultern. »Dann wirst du wohl auch auf dem Gut ackern müssen. Abends kannst du dann ja lesen.«

»Klingt sinnvoll. Wenn alles versagt, schreib ich dein Fallprotokoll vom letzten Mal nochmal sauber ab.«

Marie zog die Augenbrauen hoch. »Willst du damit sagen, meine Handschrift ist nicht schön genug?«

»Die geht klar«, gab Annika zurück. »Aber ein Archiv führt sich einfacher, wenn man alles digital vorliegen hat. Papa macht aktuell dasselbe mit seinem Zeitungsarchiv.«

»Dafür ist es auch anfälliger für Störungen – also ist ein analoges Backup sicherer«, wandte Marie ein. »Ich sag immer: Wer schreibt, der bleibt.«

In diesem Moment rauschte auf dem Gleis neben ihnen ein langer, weißer Zug mit roten Streifen an der Seite aus Richtung Altona kommend heran. Irgendwo vernahm man eine Trillerpfeife, wohl um die Fahrgäste darauf aufmerksam zu machen, dass sie sich von der Bahnsteigkante entfernen sollten.

»Planmäßig zehn Minuten drüber«, meinte Annika lachend. »Dann komm mal gut an da unten.«

Marie erwiderte: »Darauf habe ich um einiges weniger Einfluss, als mir lieb ist.«

Eine letzte Umarmung wurde ausgetauscht. Dann schnappte sich Marie ihren Koffer und ihre Reisetasche und folgte den hoffnungsvoll gestimmten Massen zu einer der Zugtüren.

II.

Frohen Mutes hatte Marie den ICE in Hamburg betreten – und sich dennoch zu früh gefreut.

In Hamburg-Harburg, Lüneburg und Uelzen war man noch mit relativ tolerierbarer Verspätung angekommen. Die erste Panne ergab sich aufgrund außerplanmäßiger Zwischenhalte zwischen Uelzen und Celle. Nachdem Marie dann unerwartet die Bahnhöfe von Burgdorf und Lehrte kennenlernen und aus der Nähe bestaunen durfte, nur um festzustellen, dass sie den Hundertwasser-Bahnhof in Uelzen nicht annähernd als ihren persönlichen Favoriten an der Strecke hatten verdrängen können, hatte sich die Verspätung auf deutlich über eine Stunde summiert. Schlussendlich bat das Bahnpersonal um Verständnis dafür, dass aufgrund von Behinderungen durch Schnee für den Fernzug voller Fahrgäste mit Ziel Süddeutschland heute bereits in Hannover Schluss war.

Verständnis hatte zwar niemand, doch ändern ließ sich das nicht mehr.

Damit war für Marie zwar die mit dem Sparticket verbundene Zugbindung aufgehoben, allerdings war dafür auch ihre Platzreservierung hinfällig.

Sie verließ den Zug und hörte noch hinter sich eine ältere Dame schimpfen:

»Ist ja wieder typisch! Drei Schneeflocken und schon Chaos!«

In der Traube von Menschen, durch die sich Marie anschließend kämpfen musste, vernahm sie ein Gewirr von mutmaßlich auf die Bahn bezogenen Kraftausdrücken wie ›Dösköpfe‹ und ›Kappesköpfe‹, welche nahelegten, dass auch das Vorwärtskommen in Richtung Nordrhein-Westfalen vorerst mindestens stark erschwert war. Reisende Richtung Berlin hatten laut Anzeigetafeln mehr Glück, was diese jedoch nicht vom Lamentieren abhielt.

Das Auskundschaften einer alternativen Verbindung erwies sich als aufwändig, doch machbar. Im weiterhin dichten Gedränge erreichte sie wenige Minuten später das richtige Gleis, auf dem ein Ersatzzug in südliche Richtung bereitstand.

Dieser Express hatte Waggon, die schon sichtbar einige Jahre auf der Uhr hatten, aber kürzlich neu angestrichen worden waren, in einem satten Blau, das Marie bisher noch nie an einem Zug gesehen hatte.

Auch dieser Zug hatte Abteilwagen, was in der heutigen Zeit zunehmend zur Seltenheit verkam. Bedauerlicherweise – wie Marie fand.

Immerhin waren die Wagen bereits über Ziehharmonikaelemente miteinander verbunden, sodass man den Zug komplett durchqueren konnte, sollte Platznot herrschen.

Dieser Zug füllte sich zusehends bis zum Bersten. Marie schleppte daher flugs ihr Gepäck bis ans Ende des Zuges mit und stieg dort ein, wobei sie feststellte, dass es sich um den Speisewagen handelte – warum auch immer man diesen ans Zugende setzte.

Doch daran störte sie sich nicht, denn hier waren zumindest gerade nur wenige andere Fahrgäste anwesend. Vom nächsten Wagen, dem vorletzten, trennten sie nur zwei Abteile, welche aber, wie Marie auf den ersten Blick feststellte, zu drei Vierteln besetzt waren.

Schon kam ihr der Schaffner entgegen, ein fragend dreinblickender Endvierziger mit streng nach hinten gegeltem dunklen Haaren. Aus der Tasche zog sie direkt ihr Ticket.

Der Schaffner, laut einem Namensschild ein gewisser Robert Offleben, musterte die Fahrkarte. »Ah ja, Hamburg Hauptbahnhof nach Frankfurt am Main. Eigentlich ja für einen anderen Zug gedacht.«

»Den mussten wir verlassen«, gab Marie zurück. »Der hatte dringend eine Pause nötig, so oft, wie er anhalten musste. Jetzt schläft er.«

Offleben runzelte die Stirn und bemerkte erst nach einigen Sekunden, dass es sich um einen trockenen Spruch handelte. »Verstehe«, meinte er und verpasste dem Ticket einen Stempel. »Da werden Sie dann wohl nicht die Erste sein. Ich schätze, wir nehmen jetzt alles auf, was aus Richtung Hamburg oder Bremen kommt.«

Marie nickte. »Es könnte voll werden. Wenn's gar nicht anders geht, bleibe ich einfach bis Frankfurt hier sitzen. Zu essen und zu trinken sollte ich hier ja bekommen.«

»Vielleicht nimmt man Sie in einem der Abteile hier auf«, meinte Offleben. »Trotz allem noch eine gute Reise!«

Marie nickte und wandte sich dem Bordrestaurant zu, während Offleben die Fahrkarten der Insassen des Abteils kontrollierte.

Die Zeit bis zur tatsächlichen Abfahrt reichte aus, sodass Marie ein Wurstbrötchen und das, was man hier als Kaffee bezeichnete, erwerben konnte.

Derweil hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt.

Marie sehnte sich nach dem Verzehr des Brötchens schon beinahe wieder zurück in die Heimat, wo am Imbiss der alten Frau Böteback ein Mettbrötchen mit ausreichend Zwiebeln gewartet hätte. Doch vielleicht wusste auch in dem kleinen Städtchen im Frankfurter Speckgürtel, das ihr Zielort sein sollte, jemand, wie ein Brötchen ordentlich zu belegen war.

Als ein anderes Mädchen, das ein oder zwei Jahre älter sein musste als Marie und hellbraunes Haar sowie braun-grüne Augen hatte, neben ihr eine Tasse orderte, war Marie immer noch gedanklich im hohen Norden. Als die Fremde mit »Oh, hi!« grüßte, gab sie daher ein einfaches »Moin!« zurück.

»Wohl hier Asyl gesucht, wie?« meinte die Fremde.

Marie seufzte. »Notgedrungen. Ich wollte eigentlich nach Frankfurt.«

»Viel Glück dabei. Zum Glück muss ich nur nach Göttingen. Hast du schon 'nen Platz?«

Marie schüttelte den Kopf. »Dafür kam der Aufenthalt etwas zu unerwartet. Für den ICE hatte ich 'ne Reservierung.«

»Nicht schlimm. Kannst bei uns sitzen, wenn du willst. Bei uns ist noch einer frei. Ich bin übrigens Sophia.«

»Angenehm. Marie.« Sie leerte flugs den Becher, stellte ihn auf den Tresen und legte passendes Kleingeld daneben, um anschließend ihr Gepäck zusammenzusuchen und Sophia zu folgen.

Es ging ins hintere Abteil, vom Bordrestaurant aus betrachtet. Marie warf noch einen kurzen Blick ins vordere, wo ebenfalls noch ein Platz frei gewesen wäre, denn dort saßen lediglich ein Herr mittleren Alters und zwei deutlich jüngere Damen. Selbstredend folgte Marie aber Sophias Einladung, wobei sie kurz sicherstellte, dass es sich auch bei diesem Abteil um die zweite Klasse handelte, und betrat das Abteil kurze Zeit später hinter ihr, wo ein Junge um die zwanzig Jahre sowie ein südländisch aussehender Mittdreißiger saßen. Beiden schien es nichts auszumachen, rückwärts zu fahren.

Sophia wies Marie den Fensterplatz zu und half ihr – ohne sie vorher danach zu fragen – damit, den Koffer in die Gepäckablage zu wuchten. Die Tasche verblieb als Handgepäck bei Marie. Ähnlich verfuhr Sophia mit einem kleinen, hellgrünen Reisekofferchen.

»Ich wusste doch, man kann dich keine Sekunde lang alleine lassen«, meinte der jüngere Bursche grinsend zu Sophia. »Auch wenn ich bis hierhin

vermutet hätte, du schleppst eher 'nen *Kerl* an.«

Sophia schüttelte den Kopf. »Ich bleibe anständig. Bei dir wäre ich mir da weniger sicher.«

»Ach, ihr kennt euch?« erkundigte sich Marie.

»Nicht unbedingt zu unserem Vorteil, aber ja«, antwortete der Bursche und grinste immer noch. »Wenn du erlaubst – ich bin Malte von Sachsa. Kannst Malte sagen. Der Quälgeist neben dir heißt Sophia Ramuneit, aber das dürfte dir schon bekannt sein.«

»Ich bin hier nur Deko«, warf der südländisch aussehende Mann ein, während er den Kaffeebecher absetzte, an welchem er zuvor genippt hatte. »Aber ich fahre seit Bremen mit und hatte keine andere Wahl.« Auch er grinste. »Ich heiße Agostino, aber ihr könnt Tino sagen.«

Marie nickte. »Angenehm. Mich darf jeder Marie nennen.«

Tino nickte. »Freut mich. Fast hätte ich geglaubt, du seist auch Italienerin.«

Marie wurde in ihrem Heimatort, wo jeder jeden kannte, kaum noch auf ihre schwarzen Haare und braunen Augen angesprochen, doch auswärts geschah dies hin und wieder schon mal. »Ich bin zu einem Viertel Schweizerin. Aber sonst das reinste Nordlicht.«

»Von der Schweiz hört man dir auch nichts an«, warf jetzt Malte verwundert ein.

»*C'est parce que ma pépère est venu de Suisse romande*«, gab Marie zurück.

Malte lachte. »Oh, ja, jetzt höre ich einen leichten Akzent im Abgang.« Er wurde wieder ernst. »Sag jetzt nicht, du fährst ausgerechnet heute ganz bis dorthin?«

Marie schüttelte den Kopf. »Nur nach Frankfurt. Und das reicht mir völlig. In Hamburg ging noch alles glatt, aber seitdem ist's die reinste Katastrophe.«

»Dann kommst du aus Hamburg?« erkundigte sich Sophia etwas zu neugierig.

Marie antwortete dennoch: »Nicht ganz. Noch ein Stück dahinter. Lübeck ist gleich um die Ecke, und nach Schwerin ist's auch keine Weltreise.«

»Also vom Flachland mit endlosen Wiesen, Wäldern und Seen«, stellte Sophia fest. »Ich kenne die Gegend. Ich war da mal auf Klassenfahrt.«

Marie bestätigte das mit einem Nicken und wollte sich gerade erkundigen, wo Sophia genau gewesen war, als ein Ruck durch den Zug ging.

Marie, Sophia und Malte reagierten geistesgegenwärtig und hielten sich an ihren Sitzen fest.

Tino reagierte ebenso geistesgegenwärtig und hielt seinen Kaffeebecher mit beiden Händen krampfhaft fest.

Der Zug bremste offensichtlich. Er fuhr noch ein gutes Stück im Schneckentempo weiter und blieb schlussendlich stehen. Auf offener Strecke.

Malte beugte sich nach vorn, wohl um einen besseren Blick aus dem Fenster erhaschen zu können.

Draußen lag die Stammstrecke. Zwischen den Schienen lag so viel Schnee und Eis, dass man von den Bahnschwellen nur noch die Abdrücke erkennen konnte. Hinter der mehrspurigen Strecke sah man lediglich weiße Hügel mit ein paar kahlen Bäumen darauf.

Gerade als sich die vier Fahrgäste kurz gegenseitig fragend anschauten, erklärte bereits eine Durchsage, weshalb man hier mitten in der Einöde hielt.

»Verehrte Fahrgäste, aufgrund von Schneeverwehungen müssen wir leider einen außerplanmäßigen Zwischenhalt einlegen. Der Räumdienst kümmert sich bereits um das Problem. Wir rechnen damit, dass wir in wenigen Minuten die Fahrt fortsetzen können, und bitten um Verständnis für die Wetterlage. Danke schön!«

Tino seufzte. »Na dann auf gutes Gelingen ...«

III.

Tatsächlich setzte der Zug nach etwa drei Minuten seine Fahrt fort.

Tino nippte immer lustloser an seinem Kaffee herum. Vermutlich hatte sich dieser inzwischen auf Raumtemperatur abgekühlt. Umso genussvoller trank Malte aus seiner fast leeren Wasserflasche.

Sophia warf einen kritischen Blick auf ihre golden glänzende Armbanduhr und seufzte lautstark. »Wo sind wir genau?« erkundigte sie sich.

Malte warf einen Blick in die weiterhin hügelige Landschaft, als stünde dort irgendwo die Antwort geschrieben. Dann hob er die Schultern. »Irgendwo hinter Sarstedt, aber noch vor Nordstemmen«, antwortete er dann, was wesentlich fachmännischer klang, als es wohl sollte.

»Also wird's noch später«, folgerte Sophia. »Vater wird sich freuen.«

»Frag mal meinen«, gab Malte zurück. »Wahrscheinlich lässt der uns schon mit Spürhunden suchen.«

»Da wird meiner aber eher dran sein«, erwiderte Sophia.

Eine erneute Durchsage verkündete einen baldigen, außerplanmäßigen Halt an der Station Nordstemmen, was Maltes begründete Vermutung bestätigte. Der Zug wurde allmählich langsamer. Marie warf einen kurzen Blick aus dem Abteil, erspähte jedoch niemanden, der den Zug hier verlassen wollte. Somit war die Information zumindest hier korrekt angekommen.

Dann zog sie die Augenbrauen hoch und blickte wieder zwischen Sophia und Malte hin und her. »Sagt bloß, eure Eltern kennen das Theater mit der Bahn nicht.«

Malte schnaufte. »An sich schon«, meinte er. »Aber du weißt wahrscheinlich, wie Eltern so sind.«

Marie hob ihrerseits die Schultern. »Wenn sie nicht gerade bezahlten Cluburlaub nehmen und irgendwo im Ausland herumgondeln, dann ja.«

Sophia lachte. »Oh, das können unsere ähnlich gut! Wobei sie vor allem Geschäfte machen.«

Marie nickte. »Mit der Ausrede werde ich auch immer abgespeist, wenn sie am zweiten Weihnachtstag unbedingt schon wieder weg müssen.«

Sophia schüttelte den Kopf. »Unsere würden sich wünschen, mal ungestört in den Urlaub fahren zu können.«

Malte übernahm die Erklärung: »Du musst wissen, Sophias und mein Vater sind Geschäftspartner. Sie sind zu gleichen Teilen Inhaber der Oha-Nanotech GmbH, falls dir das was sagt.«

Marie musste kurz überlegen. »Irgendwas klingelt da«, meinte sie. »Ist jedenfalls ein prägnanter Name. Oha.«

Sophia nickte. »Das steht für unsere Heimatstadt, Osterode am Harz.«

Dies erschien Marie einleuchtend.

In Gedanken notierte sie sich, dass es wohl doch eine etwas größere Firma sein musste, als deren Eigentümer – und sei es nur zur Hälfte – man vermutlich über solides Kapital verfügen musste. Ihr war sofort aufgefallen, dass die Klamotten, die Sophia und Malte trugen, nicht gerade aus zweiter Hand stammten. Im Gegenteil – da konnte selbst ihr eigenes Outfit preislich nicht wirklich mithalten.

Der Zug blieb stehen. Allerdings – überraschenderweise – nur für wenige Sekunden, ehe er sich wieder in Bewegung setzte und langsam weiterfuhr.

Tino nahm erneut einen Schluck aus seinem Kaffeebecher und meinte: »Ich wusste doch, die Namen sagen mir etwas«, meinte er. »Eure Väter sind also Wendelin von Sachsa und Rufus Ramuneit?«

Malte und Sophia schauten einander kurz an und nickten dann synchron.

»Man kennt uns also doch«, meinte Malte grinsend.

»Hier in Südniedersachsen auf jeden Fall«, meinte Tino. »Und wenn die Gerüchte stimmen und ihr kurz vor dem großen Durchbruch steht, kennt euch wahrscheinlich bald die ganze Welt.«

»Zum aktuellen Forschungsstand können wir wenig sagen«, erwiderte Malte. »Da weiht uns keiner so richtig ein. Wahrscheinlich, damit wir nicht zuviel plaudern.«

»Klingt vernünftig«, meinte Tino. »So gut kenne ich eure Betriebsgeheimnisse sowieso nicht, und das ist wohl auch richtig so. Ich weiß nur, dass sich die Oha-Nanotech mit der Forschung an Nanobots beschäftigt.« Er machte eine bedeutungsschwangere Kunstpause, um daraufhin fortzufahren: »Im Wesentlichen kleine Energieumwandler, die durch gezielte Bewegungsabläufe bestimmte Aufgaben verrichten sollen. Das kann, sofern irgendwann mal fertig erforscht, Strukturen von Atomen manipulieren – sodass damit vielleicht mal Krankheiten geheilt werden können. Man könnte sie auch zur Spionage einsetzen -- oder für Waffensysteme. Zumindest theoretisch. Dabei gibt's halt nur noch ein paar kleinere Probleme – angefangen von der Energieversorgung, der erforderlichen Präzision in der Steuerung, Produktionskosten, das sichere Entfernen nach Gebrauch, um nur ein paar zu nennen. Angeblich soll die Oha-Nanotech an Lösungen für ein paar dieser Probleme sitzen und schon relativ weit fortgeschritten sein.«

Sophia und Malte blieb der Mund offenstehen.

Marie hingegen schnaufte amüsiert und meinte: »Wohl von der Konkurrenz, was?«

Tino grinste. »Wenn, würde ich's euch wohl kaum aufs Butterbrot schmieren.«

Inzwischen hatte der Zug erneut angehalten. Die Durchsage hatte jeder verpasst, doch Marie hatte aus den Augenwinkeln den Bahnhof von Alfeld an der Leine ausmachen können.

Malte winkte nun ab. »Naja, wenn's gut läuft, wird das irgendwann auch kein Spezialwissen mehr sein. Und wenn nicht ...« Er sprach nicht weiter und hob die Schultern.

Tino nickte. »Wenn nicht, dann wohl nicht.«

Der Zug setzte sich erneut in Bewegung.

In diesem Moment wurde die Tür des Abteils geöffnet. Ein Mann im hellbraunen Mantel mit Skibrille, Schnauzbart und schwarzem Hut warf einen Blick in die Runde. Bei sich hatte er zwei Koffer, von denen einer orange und einer hellgrün war, was nicht so recht zu seiner Kleidung und seinem Auftreten passen wollte. Unter Ächzen stellte er beide ab.

»Verzeihung, die Herrschaften«, sagte er. Seine Stimme klang sonor und zudem etwas heiser. »Kennt sich jemand von Ihnen zufällig hier aus? Dieses ganze Chaos mit der Bahn hat mich ganz durcheinandergebracht, und ich bin völlig verloren.«

»Wohin möchten Sie denn?« erkundigte sich Malte.

»Richtung Holzminden«, antwortete der Fremde. »Ich bin gerade zugestiegen, hier in Alfeld. Ich bin mir nicht mal sicher, ob ich überhaupt im richtigen Zug sitze.«

Tino schaltete sich ein und nickte. »Holzminden – das trifft sich gut!« meinte er. »Ist genau meine Richtung. Die nächste Station ist Kreiensen. Dort müssen wir umsteigen. Halten Sie sich einfach an mich!«

»Perfekt«, meinte der Mann. »Wissen Sie auch, wie lange es noch dauert?«

Tino hob die Schultern. »An diesem Punkt bräuchte ich eine Glaskugel, um das anzugeben.«

Kurz stutzte der Fremde – und grinste dann. »Ach, falls der Zug noch unerwartet irgendwo hält! Ich verstehe. Ich warte dann im Restaurant und hole mir einen Kaffee, ja? Sofern ich's finde. Wissen Sie, ich muss die Brille hier tragen, sonst bin ich gleich nicht nur halbblind, sondern ganz blind.«

Tino nickte. »Das Bordrestaurant ist gleich um die Ecke.« Er schaute kurz aus dem Fenster. »Na, so, wie der Zug schleicht, können Sie sich auf jeden Fall noch einen Kaffee organisieren.«

»Ich hab's fast befürchtet«, meinte der Fremde. »Naja, wir sind ja nun alle keine Wettergötter, was? Dann bis gleich, der Herr.«

Tino nickte erneut. »Bis gleich.«

Der Fremde ging leicht in die Knie, breitete seine Arme aus und bekam beide Koffer – einen orangefarbenen, einen hellgrünen – zugleich zu fassen. Er nickte noch einmal in die Runde, trug seine Koffer auf den Flur und schloss die Tür des Abteils wieder.

Marie sah noch, wie er orientierungslos in eine Richtung ging – die falsche. Doch dann war er schon weg, und als sie bemerkte, dass der Schaffner ihm folgte, verwarf sie den Gedanken, aufzustehen und ihm die richtige Richtung zu zeigen.

Da fiel ihr Blick auf Sophias Reisekoffer. Hellgrün, wie einer der beiden Koffer, die der Mann bei sich gehabt hatte. Doch war es noch dasselbe Hellgrün?

Weiter kam sie mit ihrem Gedanken jedoch nicht – denn es ging ein weiterer Ruck durch den Zug. Er legte abrupt eine Vollbremsung hin. Man hörte, wie Eisen auf Eisen traf und die Bremsbeläge über die Schienen zu schleifen begannen. Bei diesem Tempo würde der Bremsweg jedoch nur knapp dreihundert Meter betragen.

Auch Sophia, Malte und Tino hielten sich in ihren Sitzen fest.

Noch ein Ruck ging durch den Waggon, als das Gespann endgültig zum Stehen kam.

Kurz darauf erklang auch schon die Durchsage des Lokführers: »Verehrte Fahrgäste, ich weiß, Sie können es langsam nicht mehr hören. Doch leider müssen wir wieder Halt machen. Der Grund dafür ist eine größere Schneeverwehung direkt vor uns auf der Strecke. Bis diese behoben ist, müssen wir bedauerlicherweise noch einmal eine längere Rast einhalten. Wann wir weiterfahren können, bleibt vorerst ungewiss. Bitte haben Sie Geduld und halten Sie durch! Danke schön.«

Tino seufzte nochmals, nicht zum ersten und wohl nicht zum letzten Mal heute. »Na, ganz großes Tennis. Und das so kurz vorm Ziel ...«

IV.

Tino drehte Däumchen, und mit jeder Minute, die verstrich, rotierten seine Daumen schneller. Immer wieder ließ er einen Stoßseufzer los.

Malte gab keinen Laut von sich, lediglich ein entnervtes, lautes Ausatmen, als er auf sein Handy schaute, um festzustellen, dass er nicht nur keinen

Empfang hatte, sondern sein Akku auch nicht mehr lange halten würde. Zum Glück hatte er ein Ladekabel dabei, sodass er es zügig an einer der vorhandenen Steckdosen im Abteil anstöpseln konnte.

Dies tat bald auch Sophia, die sich nach dem dritten Seufzer fast schon theatralisch in ihrem Sitz fallen ließ.

»Wo waren wir doch noch gleich?« fragte Tino, beantwortete jedoch umgehend seine eigene Frage: »Ach ja, richtig. Nanobots. Interessantes Feld. Ich hab mich da mal ein wenig schlau gemacht. Aber meint ihr eigentlich, der Konkurrenzdruck ist so klein, dass ihr wirklich die Ersten seid, die an den Markt gehen?«

Sophia hob die Schultern. »Konkurrenzunternehmen gibt's natürlich genug«, meinte sie. »Ich kenne allein drei Stück in Deutschland und mindestens ein Dutzend in den USA, Russland und China. Aber wie mein Vater immer so schön sagt: Verliert man die Hoffnung, kann man auch gleich aufgeben.«

Tino nickte. »Er scheint sehr schlau zu sein.«

»Meiner sagt dasselbe«, warf Malte ein.

Marie zog die Augenbrauen hoch. »Dann kann die Firma ja froh sein, dass eure klugen Väter zusammenarbeiten und sich nicht selber gegenseitig Konkurrenz machen.«

Sophia und Malte nickten synchron.

»Was macht deiner eigentlich, Marie?« erkundigte sich Tino.

Marie seufzte. »Wenn man mich fragt, vor allem sehr viel Urlaub. Meine Mutter auch. Offiziell sind sie besonders wichtige Leute an der Börse. Und haben komischerweise einen Riecher für Geld. Sie haben sogar die Finanzkrise fast unbeschadet überstanden. Vielleicht haben sie 'ne Glaskugel, von der ich nichts weiß.«

»Immerhin ernährst du dich von ihrem Geld«, meinte Tino und grinste breit.

»Wenn auch anscheinend nicht sehr reichlich, wenn ich mir dich so angucke.«

Marie musste lachen und vergaß dabei sogar, sich geschmeichelt zu fühlen.

»Das täuscht«, meinte sie. »Klar, ich trainiere auch viel ab; ich reite, fahre viel Fahrrad und übe weitaus öfter Kurzstreckenlauf, als mir lieb ist. Aber ich hab auch 'nen guten Stoffwechsel, der mir viel überflüssige Last erspart. Mich ernähren? Du solltest mal sehen, wie schnell so'n Kilo Mett verschwindet, sobald ich in der Nähe auftauche.«

Sophia wollte soeben etwas kommentieren, da hob Malte plötzlich den Zeigefinger.

»Sag mal, Sophia«, intervenierte er, »denkst du wohl daran, dir deine Drogen zu spritzen?«

Sophia schnaufte. »Etwas Zeit hab ich noch. Glaub mir, ich krieg das schon mit, wenn der Suchtdruck kickt.«

Marie zog die Augenbrauen hoch. »Was für Drogen?« erkundigte sie sich.

Tino runzelte die Stirn. »Du willst dir nicht gerade jetzt einen Schuss setzen, oder doch?«

Malte lachte. »Keine richtigen Drogen. Wir machen nur Scherze darüber, keine Sorge.«

Sophia erklärte: »Weil ich zuckerkrank bin, muss ich mir hin und wieder Insulin spritzen. Chronische Hyperglykämie – also Überzuckerung. Malte findet das irre komisch, weil ich das jedem erklären muss, sonst denkt noch jemand, ich wäre ein Junkie. Auch deshalb macht er hier den Aufpasser.«

Malte hob die Schultern. »Ich will ja einfach nur keinen Stress mit dem lieben Herrn Ramuneit. Und mit meinem eigenen ehemaligen Ernährer noch weniger.«

Sophia seufzte. »Damit endlich Ruhe herrscht ...« Sie griff zum hellgrünen Koffer, den sie weiterhin vor sich stehen hatte, hob ihn an, platzierte ihn auf ihrem Schoß und fummelte am Zahlenschloss herum. Als sie eine Kombination eingestellt hatte, rüttelte sie daran, doch er ging nicht auf.

»Klemmt das Ding wieder?« fragte Malte.

Sophia rüttelte weiter, doch es geschah nichts. Dann wurde sie stutzig.

»Leute, ich glaub, da stimmt was nicht. Das ist nicht mein Koffer.«

Marie schaute sich den Koffer genauer an und nickte nach kurzer Zeit.

»Stimmt! Er sieht irgendwie anders aus. Hab ich mich also doch nicht getäuscht.«

Malte beugte sich vor. »Sieht doch aus wie immer«, meinte er.

Tino warf ebenfalls einen Blick darauf. »Jetzt, wo ihr's sagt – es stimmt. Das ist nicht der Koffer, den du eben noch hier stehen hattest.«

Marie seufzte. »Da pennt man geistig für einen Moment ... Dieser Typ, der eben im Abteil war! Der mit der Skibrille. Er hatte einen ziemlich ähnlichen Koffer dabei. Er hat ihn gleich hier abgestellt. Aber ich hab nicht sofort gesehen, ob er auch den richtigen wieder mitgenommen hat.«

»Also wurde er vertauscht«, schloss Tino. »So 'ne Grüte! Wir sollten den Herren schleunigst finden und die Koffer wieder umtauschen, wenn er jetzt dein Insulin hat.«

Sophia nickte. »Kann lustig werden, so lang, wie der Zug ist. Einige hundert Mann sind wir bestimmt an Bord. Aber probieren müssen wir's.«

»Das wird schon klappen«, meinte Marie zuversichtlich. Nachdem sie sich noch geärgert hatte, ihre Beobachtungsgabe für einen Moment schlafen geschickt zu haben, war ihr Instinkt nun wieder voll einsatzfähig. »Wenn alles versagt, erkennen wir ihn an der Skibrille sofort wieder. Wenn er ein Augenleiden hat, wird er sie ja nicht ohne Grund abnehmen.«

Tino, der kurz murmelnd durchblicken ließ, dass die Überlegung für ihn Verstand hatte, erhob sich als Erster und verließ das Abteil. Zügig folgten Sophia, Marie und zuletzt Malte.

Tino schritt voran, den Gang hinunter, um die Tür zum nächsten Waggon zu öffnen. Als ihm dies nicht unmittelbar gelang, rüttelte er etwas fester daran. Doch sie gab nicht nach.

»Was soll denn der Scheiß jetzt?« fragte er in die Runde.

Sophia trat neben ihn und versuchte ebenfalls ihr Glück. Doch nichts geschah.

Marie schaute sich um. Dabei fiel ihr Blick auf die nächste Anzeigetafel, der normalerweise zu entnehmen war, wann welche der nächsten Stationen erreicht werden sollten.

Genau genommen war es eigentlich keine Anzeigetafel mehr, denn zu Maries Erstaunen zeigte sie nichts an.

»Wisst ihr was? Ich glaub, der Zug hat keinen Saft mehr.«

Malte schaute sich nun ebenfalls um. Dabei stellte er fest, dass auch die kleinere, breite Anzeigetafel an der Decke dunkel blieb. Ebenso blinkte kein Lämpchen am Ticketentwerter.

»Der Vermutung könnte ich mich glattweg anschließen«, meinte er.

»Scheiße«, entfuhr es Tino. »Wenn die Zwischentüren nur mit Strom funktionieren, müssen wir warten, bis wir wieder welchen haben. Wenn's dumm läuft, kann das dauern.«

»Mach mir ruhig Mut«, meinte Sophia.

Marie starrte für einige Sekunden ins Leere und runzelte die Stirn. Es war eine dieser berüchtigten Denkpausen, in denen sie kurzzeitig ihre kleinen grauen Zellen in Wallung brachte und kaum ansprechbar war.

Dann wandte sie sich an Malte: »Dein Handy! Du hast es doch eben angeschlossen!«

Malte starrte zurück. »Ja, und? Es kriegt ja offensichtlich keinen Saft. Würde mir hier am Arsch der Ewigkeit auch nicht irrsinnig viel bringen. Ich hab schon extra geguckt. Wir sind hier mitten im tiefsten Funkloch. Hier kämen wir höchstens mit Rauchzeichen weiter. Oder mit Trommeln.«

Marie fragte direkt weiter: »Weißt du noch, wieviel Prozent Akku du noch hattest, als du es angeschlossen hast?«

Malte überlegte kurz. »Achtzehn, glaub ich.«

Marie nickte. »Guck mal bitte nach, wieviel jetzt drauf ist.«

Malte blieb kurz der Mund offenstehen, dann hob er die Schultern und betrat wieder das Abteil. »Wenn dir das was bringt ...«, murmelte er dabei.

Tino und Sophia schauten einander kurz an und signalisierten einander, auch nicht ganz zu verstehen.

Kurze Zeit später vermeldete Malte: »Neunzehn!«

Marie nickte und meinte: »Gut, dann sitzen wir hier schon eine ganze Weile ohne Strom. Wenn wir Pech haben, hat der Mann mit der Skibrille die letzten Sekunden genutzt, in denen wir noch welchen hatten. Falls nicht, ist er noch hier im Abteil.«

Tino schnaufte. »Die lange Rede, nur um uns zu sagen, wir könnten einfach ins Nebenabteil gucken? Deine Nerven hätte ich gerne.«

Marie schluckte eine Entgegnung herunter, die Tino zu verstehen gegeben hatte, dass er nicht der Erste sei und nicht der Letzte sein würde, dem Marie Informationen vorenthalten würde, um die Bombe am Ende platzen zu lassen.

Sie folgte Tino zum einzigen anderen Abteil.

Er klopfte dort kurz an die Tür, während Marie erst kurz ins Bordrestaurant einen Blick warf, um festzustellen, dass dort niemand saß, dann durch die Scheibe hindurchschaute.

Weiterhin saß dort der Herr mittleren Alters, vielleicht um die vierzig. Er wirkte gedankenverloren, als er am Fenster saß und in den grellen Schnee starrte. Die blonde Frau, vielleicht Anfang zwanzig, tat es ihm gleich. An der Tür saß eine Rothaarige, die nicht viel älter als achtzehn schien und als Erste von ihnen Notiz nahm – und dabei ziemlich verschreckt schien. Jedenfalls starrte sie Tino aus ihren leuchtend grünen Augen an, als sehe sie einen Geist.

Da Marie keinen Gegenstand in ihren Händen bemerkte, der sie ablenken könnte, vermutete sie, Tino hätte die Frau einfach aus den Gedanken gerissen.

Tino öffnete die Tür. »Oh, Verzeihung«, sagte er. »Ich denke, meine Frage hat sich erledigt. Ich suche jemanden, einen Mann mit Skibrille und einem hellgrünen Koffer.«

Marie schaute sich das Gepäck der drei an. Keines der Stücke ähnelte Sophias Koffer.

»Mit Skibrille?« wiederholte jetzt der Mann belustigt. »Nein, ich denke, so jemand wäre uns aufgefallen. Oder?« Er schaute die beiden Frauen an.

»Ich hab keinen gesehen«, meinte die Blonde und riss dabei ihre hellblauen Augen auf, als wolle sie fragen, ob diese lügen könnten.

Die Rothaarige schüttelte ebenfalls langsam den Kopf.

»Schade«, meinte Tino. »Dabei wäre es so dringend.«

»Er hat nämlich seinen Koffer mit dem einer anderen Person verwechselt«, erklärte Marie geradeheraus. »Und diese Person hätte gern ihr Gepäck wieder. Sie ist nämlich auf medizinische Hilfe angewiesen.«

»Das ist natürlich schlecht«, meinte die Blonde. »Aber ich habe wirklich niemanden gesehen. Vielleicht in einem anderen Abteil?«

»Das hätten wir als Nächstes überprüft«, warf Tino nun ein. »Wenn die Türen nicht vollelektronisch wären und uns nicht der Saft ausgegangen wäre.«

Der Mann runzelte die Stirn. »Ach, deshalb«, meinte er. »Und ich dachte, mein Handy wäre kaputt.«

Marie übernahm wieder: »Also, falls Ihnen zufällig jemand auffallen sollte, der eine Skibrille trägt oder einen hellgrünen Koffer bei sich hat, würden wir uns freuen, wenn Sie uns Bescheid geben. Wir sitzen im Abteil gleich nebenan. Sollten Sie dort niemanden antreffen, freut sich das Bahnpersonal bestimmt auch über eine Meldung, wenn es sich denn mal blicken lässt. Alles klar?«

»Machen wir«, versprach die Rothaarige, die sich offenbar wieder gefasst hatte.

»Danke schön«, sagte Tino und schloss die Tür wieder. Während er den Rückweg einschlug und an Marie vorbeiging, schaute er sie verwirrt an.

»Was war das denn für'n Auftritt?«

Marie hob die Schultern. »Irgendwie schmeckt mir das Trio nicht«, antwortete sie geradeheraus.

Tino schnaufte amüsiert. »Und dann gleich so? Ist das diese besondere Art von Freundlichkeit, die man euch Nordlichtern so nachsagt?«

»Bei uns wäre das ein komplett angemessener Tonfall«, gab Marie zurück.

»Ich wollte sie ja um etwas bitten und nicht mit ihnen flirten.«

Malte und Sophia waren inzwischen ins Abteil zurückgekehrt. Er überreichte ihr soeben eine große Flasche mit stillem Wasser, aus der sie ohne Umschweife gierig trank.

»Etwas können wir den Ernstfall herauszögern«, erklärte er Marie und Tino, als sie wieder Platz nahmen. »Und dann müssen wir auf körperliche Signale achten. Entweder Über- oder Unterzuckerung.«

Sophia setzte die Flasche ab und versenkte einen der letzten Schlücke.

»Zum Glück ist das Bordrestaurant auch gleich um die Ecke. Die werden wohl Wasser haben.«

»Nur wenn sie es flaschenweise vorrätig haben«, gab Malte zu bedenken.

»Wenn die nur welches aus Zapfanlagen kriegen können und die Saft brauchen, ist's damit auch Essig.«

»Auf jeden Fall darf ich mich jetzt nicht überanstrengen«, meinte Sophia.

»Heißt, wenn der Strom gleich wieder da sein sollte, müsst ihr ohne mich los und euch alle Leute im Zug angucken.«

Marie nickte. »Dann müssen die halt nur noch zusehen, dass sie die Kiste wieder ans Laufen kriegen.«

V.

Die nächsten Minuten verbrachten die vier schweigend.

Immer wieder schaute Malte nach, ob sich sein Handy inzwischen wieder auflud, doch nichts geschah. Sophia wurde immer nervöser und trank hastiger aus ihrer Wasserflasche. Tino zog – zur Überraschung aller – eine goldene Taschenuhr aus seiner Tasche hervor und starrte das Zifferblatt vorwurfsvoll an, als sei es schuld an der Verzögerung und überhaupt der ganzen Misere.

Zwischenzeitlich sah man den Schaffner Robert Offleben den Gang entlanggehen, der immer wieder die Zwischentür zu öffnen versuchte, aber

bald aufgab. Auch die Türnotentriegelung schien er zu testen, doch im Gegensatz zu älteren Mechanismen schien diese hier eine zu sein, die ohne elektronisches Signal zur Freigabe durch den Lokführer nicht funktionierte. Oder seine Muckis waren nicht stark genug, wenngleich er danach eigentlich nicht aussah.

Marie überlegte hin und her. Etwas Unbestimmtes sagte ihr, hier ging etwas nicht mit rechten Dingen zu. Die Art, wie sich Tino neugierig nach der geschäftlichen Lage der Oha-Nanotech GmbH erkundigt hatte. Die rothaarige Frau, die ihn angestarrt hatte. Der Mann mit der Skibrille, der plötzlich verschwunden war ... Alles zusammen ergab bisher ein ziemlich un rundes Bild.

»Mein Wasser ist gleich alle«, verkündete Sophia schließlich mit einem kritischen Blick auf den Wasserpegel in der Plastikflasche. »Langsam könnte mal was passieren.«

»Wir müssten mal im Bordrestaurant nachfragen«, sagte Marie. »Die werden uns für eine Flasche Wasser schon kein Vermögen in Rechnung stellen.«

»Du überschätzt den Service der Bahn«, meinte Tino und grinste, wurde aber sofort wieder ernst und erhob sich. »Ich weiß sonst nur noch einen Weg – die Toilette. Dort sind auch Wasserhähne.«

Malte runzelte die Stirn. »Aber das ist doch kein Trinkwasser! Steht doch überall dran.«

Tino verdrehte die Augen. »Das schreiben die nur drauf, damit sie nicht für Schäden haften müssen, falls welche entstehen. Und wenn du mich fragst, kann's so schlimm nicht sein, wenn die Alternative ist, dass uns Sophia hier kollabiert.«

Malte hob die Schultern. »Auch wieder wahr.«

Tino wartete, bis Sophia die Flasche geleert hatte, um diese dann zu nehmen und damit das Abteil zu verlassen.

Schaffner Offleben drängelte sich an ihm vorbei. Diesmal hantierte er an einem Funkgerät herum, doch dieses ließ außer Rauschen nichts verlauten. Die Gelegenheit, ihn zu erwischen, nutzte Marie direkt: »Entschuldigen Sie!«

Offleben ließ von seinem Funkgerät ab. »Ja, bitte?«

»Wir haben hier eine Reisende, der es nicht besonders gut geht«, informierte ihn Marie. »Gibt's im Restaurant zufällig vielleicht noch etwas

Wasser?«

Offleben schüttelte mit sichtlichem Bedauern den Kopf. »Leider nein«, antwortete er. »Die Zapfanlagen funktionieren ohne Strom nicht, und unsere Reserven wären erst beim Aufenthalt in Göttingen wieder aufgefüllt worden. Die sind restlos verbraucht.«

Sophia seufzte. »Und wann wir Göttingen erreichen, steht noch nicht fest, nehme ich an? Oder wenigstens, wann wir wieder Strom kriegen? Ich suche nämlich dringend meinen Koffer. Er sieht aus wie dieser.« Sie zeigte auf den hellgrünen Koffer neben sich. »Er ist es aber nicht. Er ist verwechselt worden. In meinem sind Insulinspritzen, die ich sehr dringend brauche.«

»Und der Passagier, der ihn wahrscheinlich hat, ist damit auf und davon«, ergänzte Malte.

Offleben zog die Augenbrauen hoch. »Das ist ein Notfall. Da müssen wir was unternehmen.«

»Solange ich Wasser habe, geht's noch«, meinte Sophia. »Mir wär's aber schon recht, wenn wir bald drankämen.«

Offleben nickte. »Ich versuche schon die ganze Zeit, den Fahrer per Funk zu erreichen. Irgendwie meldet er sich gerade nicht.« Er senkte den Kopf und schüttelte ihn. »Irgendwie läuft auch alles aus dem Ruder heute. Aber ich gebe nicht auf!«

»Das werden wir auch nicht«, erwiderte Marie, doch Offleben machte bereits auf dem Absatz kehrt und unternahm, während er zurück in Richtung seiner Kabine ging, hörbar weitere Versuche der Kontaktaufnahme per Funk.

Malte lehnte sich in seinem Sitz zurück und seufzte vor sich hin.

Marie bemerkte, dass er ernsthaft in Sorge, ja fast in Panik war. Selbst musste sie sich bei Maltes niedergeschlagenem Anblick ein Grinsen verkneifen, denn sie dachte unwillkürlich an Annika, welche sich wahrscheinlich jetzt schon eine Theorie zusammengespinnen hätte, dass Malte Sophia als etwas mehr betrachtet hätte denn als ehemalige Schulkameradin und Tochter des Kompagnons seines Vaters, vielleicht sogar, dass Wendelin von Sachsa und Rufus Ramuneit darauf spekulierten, ihre Kinder früher oder später miteinander zu verheiraten. Nein – hätte Marie eingewandt. Danach sah es nun auch wieder nicht aus. Annika sähe mal wieder imaginäre Herzchen, wo keine waren. Aber dass Marie selbst schon diese Erwägung im Kopf hatte, zeigte, welchen Einfluss es

mittlerweile auf sie hatte, mit Annika befreundet zu sein. Noch vor wenigen Monaten wäre sie von allein nicht auf diesen Gedanken gekommen.

Sophia unterbrach diesen Gedankengang jäh. Sie runzelte die Stirn und fasste sich an den Bauch.

Malte bemerkte das und wurde noch nervöser: »Geht's schon los? Weißt du, wie lange du noch hast, bevor das richtig Probleme gibt?«

»Wie denn?« gab Sophia zurück. »Ohne Messgerät kann ich meinen BZ nicht messen, und auch das ist im Koffer. Ich muss nach Gefühl gehen.«

»Und was sagt dein Gefühl?« fragte Marie.

»Dass die sich mal ranhalten sollen. Wo bleibt Tino eigentlich so lange? Kleines Geschäft bei der Gelegenheit?«

Marie stand direkt auf. »Stimmt, er ist schon etwas lange da drin. Vielleicht muss er mal. Ich geh mal gucken.« Schon mogelte sie sich an Malte und Sophia vorbei und verließ das Abteil, um umgehend zu den Toiletten zu gehen.

Dabei warf sie kurz einen Blick nach draußen, zur anderen Seite hin.

Sie befanden sich offenbar am Fuße einer mittleren Gebirgskette. Die nächste Straße war mehrere hundert Meter entfernt. Unmittelbar dahinter ragten riesige Dolomiten steil in die Höhe und ergaben dabei seltsam aussehende Formen, für die Marie jedoch keinen großen Blick hatte. Sophia und Malte als Ortskundige wussten wahrscheinlich, was das für Felsen waren. Und auch, wie der kleine See, eher ein Teich, neben der Straße hieß. Ebenso würden sie den Fluss kennen, der alles von der Bahnstrecke abschnitt. Den schmalen Pfad, der diesseits parallel dazu führte, jedoch wohl eher nicht.

Sie ging zu den Toiletten und stellte fest, dass keine der beiden besetzt zu sein schien, jedenfalls nicht laut den Verriegelungen, die beide grün zeigten.

Marie klopfte an beiden Türen an.

Als niemand reagierte, stieß sie beide auf.

In der einen Kabine war in der Tat niemand drin. Doch in der anderen ...

Marie erschrak.

Sophias Wasserflasche lag auf dem Boden. Der Wasserhahn lief.

Tino saß gekrümmt auf dem geschlossenen WC-Deckel, angelehnt an die Wand. Er war völlig regungslos. An seiner Stirn bemerkte sie eine Wunde.

»Tino!« stieß Marie aus und rüttelte an seiner Schulter. »Tino, wach auf!«

Zunächst reagierte er nicht.

Doch dann ächzte er leise. Aus seinem Mund kamen zunächst unverständliche Laute, die sich dann in der Frage manifestierten: »*Sacra merda* ... Was zur Hölle ist passiert ...?«

»Das wüsste ich auch gern«, gab Marie zurück. »Du bist niedergeschlagen worden, wie's aussieht. Kannst du dich erinnern, von wem?«

Mühsam rappelte sich Tino auf. »Keinen Plan, Mann«, stöhnte er. »Ich bin nur rein, wollte Wasser holen, da krieg ich eins hintendrauf. Und vorne auch, glaub ich.« Er tastete nach der Wunde. »Das muss auf jeden Fall ein harter Gegenstand gewesen sein ... Oder 'ne Faust aus Stahl.«

Marie schüttelte den Kopf, atmete lautstark aus und meinte: »Langsam ist das hier kein Spaß mehr.«

»Ich freu mich ja auch nicht«, meinte Tino.

VI.

Während Tino mit etwas in kaltem Wasser getränktem Toilettenpapier notdürftig seine Wunde kühlte, hatte Marie zunächst die Flasche mit Wasser gefüllt und sie Sophia gebracht, zu deren Verblüffung Marie umgehend wieder das Abteil verlassen hatte, noch ehe sie sich hätte bedanken können. Lediglich die Info, dass Marie nochmals den Schaffner verständigen würde, um einen Vorfall auf dem WC zu melden, hatte sie und Malte noch erreicht. Kurze Zeit später war sie mit Offleben zurückgekehrt, der sich kurz nach Tinos Befinden erkundigt hatte, um anschließend die Passagiere beider Abteile hinaus auf den Flur zu bitten.

Offleben erklärte kurz die Situation – sowohl den offensichtlichen Überfall auf Tino als auch Sophias gesundheitliche Verfassung – und bat anschließend alle Anwesenden darum, sich auszuweisen.

Auf die Weise lernte auch Marie die anderen Passagiere kennen und versuchte sich deren Namen einzuprägen.

Der Mann aus dem Nebenabteil hieß Detlef Kettler, war zweiundvierzig Jahre alt und Handelsvertreter aus Oldenburg. Oldenburg in Oldenburg, wie er extra betonte. Als Fahrtziel gab er Stuttgart an.

Seine blonde Begleiterin hieß Miriam Depenbrock, war zweiundzwanzig, kam gebürtig aus dem schaumburgischen Bad Nenndorf und war

freiberufliche Tänzerin. Ihr Ausflug war aber rein privater Natur und sollte in Göttingen enden.

Zu guter Letzt stellte sich die Rothaarige mit den grünen Augen vor. Carolin Gödeke, sechsundzwanzig, Studentin in Hannover, außerhalb der Vorlesungszeiten in einer Weltmetropole namens Lauenförde wohnhaft und soeben auf dem Weg dorthin.

Marie machte ihrerseits ihre Angaben, und während Tino, Malte und Sophia dasselbe taten, schaute sie sich die soeben neu kennengelernten anderen Fahrgäste unauffällig, jedoch sehr genau an.

»Haben wir das also auch schon mal zusammen«, meinte Offleben schließlich mit einem prüfenden Blick auf seinen vollgeschriebenen Notizblock. »Da zweifelsfrei feststeht, dass sich die Damen und Herren Ramuneit, Paurois und von Sachsa während des Angriffs auf Herrn Agostino Bianchi im Abteil aufgehalten haben, können wir gleich zu Ihnen dreien übergehen – Herr Kettler, Frau Depenbrock, Frau Gödeke. Hat sich irgendwer von Ihnen innerhalb der letzten zehn Minuten zur Bordtoilette begeben? Ich bitte um ehrliche Angaben. Es steht ohnehin fest, dass Sie sich nicht alle kontinuierlich im Abteil befunden haben. Also – Freiwillige vor.« Marie verkniff sich ein Grinsen. Dafür, dass Offleben offensichtlich Zugbegleiter war, klang er eher wie ein Polizist. Seine Art der Befragung erinnerte sie etwas an Wachtmeister Siegbert Opitz aus ihrem Heimatort.

Natürlich erwartete Marie kein Geständnis. Im Gegenteil. Sie würden höchstwahrscheinlich alles abstreiten und vielleicht in den Gegenangriff übergehen, gar fragen, wie sich Offleben so sicher sein könne, dass Marie und Malte – Sophia vielleicht ausgenommen – fein raus und über jeden Verdacht erhaben seien.

»Ich war eben auf der Toilette«, gab Miriam Depenbrock unerwartet zu. Offleben schien selbst überrascht ob des schnellen Eingeständnisses der blonden Tänzerin mit den hellblauen Augen, nickte jedoch und notierte sich das.

»Aber gesehen habe ich den Herren nicht«, ergänzte sie noch. »Beide Kabinen waren leer, als ich kam. Das war vor knapp zehn Minuten. Ich hab dort etwas länger gebraucht, vielleicht fünf Minuten insgesamt. Mein Kaffee war etwas stark, wissen Sie. Ob in der Zeit jemand in der anderen Kabine war, weiß ich nicht. Gehört hab ich nichts.«

Marie warf einen Blick ins entsprechende Abteil, wo auf der Ablage in der Tat eine große Thermoskanne stand, die Rückstände einer dunklen Flüssigkeit aufwies, und nickte Offleben zu, welcher sich sodann auch dies aufschrieb.

»Ich bestätige, dass Frau Depenbrock etwas länger weg war«, ergänzte Detlef Kettler. »Ich hab sie vorgewarnt, dass mein guter selbstgebrauter Kaffee sehr stark ist.«

»Und Sie waren die ganze Zeit im Abteil, Herr Kettler?« erkundigte sich Offleben.

Kettler hob die Schultern. »Ich hab einen robusten Magen. Mir macht der Kaffee nichts aus.«

»Das ist keine Antwort auf meine Frage.«

»Ich war die ganze Zeit im Abteil«, betonte Kettler nochmals extra.

Marie drehte sich weg, um jedes mögliche innerliche Grinsen zu verbergen. Offleben wurde Opitz wirklich immer ähnlicher.

Sie selbst schaute sich nun den Tatort noch einmal genau an und ließ Kettler seine Aussage mit Offleben selbst ausdiskutieren.

»Sekunde mal, Marie Paurois!« intervenierte Offleben plötzlich. »Bleib da weg! Du verwischst mögliche Spuren!«

Marie seufzte. »Keineswegs. Ich verwische sie nicht, ich sichere sie.«

»Wie bitte?!« hörte sie den ungläubigen Schaffner blaffen, doch sie ignorierte das.

Neben den Rückständen von Blut an der Wand, das eindeutig von Tino stammte, fand sie auf dem Boden umgehend noch weitere Spuren. Und diese klärten den Fall für sie bereits.

Marie hob die Haarsträhnen auf. »Da haben wir doch was!« rief sie dabei triumphierend aus und kehrte mit ihrem Fund in den Flur zurück. »Ein kurzes Gerangel muss es gegeben haben. Jedenfalls haben beide ein paar Haare gelassen. Buchstäblich.«

Sie präsentierte Offleben die gefundenen Strähnen. Eine war kurz und dunkel, stammte demnach offensichtlich von Tino. Die andere war deutlich länger und ...

»Rot«, stellte Offleben nach einem genauen Blick fest, nickte kurz und wandte sich Carolin Gödeke zu. »Dafür haben Sie bestimmt eine Erklärung. Oder nicht?«

Die Rothaarige schwieg und hob die Schultern.

»Aha«, fuhr Offleben fort und schaute Detlef Kettler noch einmal an. »Sie haben nichts davon erwähnt, dass Frau Gödeke das Abteil verlassen hätte.«

»Sie haben mich ja nicht gefragt«, entgegnete Kettler.

Offleben seufzte. »So kommen wir hier ja nicht weiter. Ich hoffe, Frau Gödeke, Ihnen ist schon klar, dass wir die Polizei verständigen werden, sobald wir erstmals die Gelegenheit dazu bekommen, ja?«

»Soll mir recht sein«, gab diese zurück. Ihre grünen Augen funkelten wie die einer Raubkatze. »Ihnen bin ich ja keine Auskunft schuldig.«

»Da haben Sie wohl recht«, seufzte Offleben. »Wenn Sie darauf bestehen, die Angelegenheit über den Dienstweg zu klären, beuge ich mich diesem Wunsch selbstverständlich.«

Kurz warf sie Tino einen Blick zu, doch dieser war viel zu verwirrt, um etwas zu sagen. Er runzelte nur die Stirn und schaute sie fragend an, doch darauf reagierte sie nicht mehr, sondern wandte sich erneut an Offleben:

»Ich nehme an, wir dürfen dann wieder unsere Plätze einnehmen?«

Offleben wirkte fast etwas geknickt, als er antwortete: »Da ja zurzeit ohnehin niemand den Waggon verlassen kann, dürfte eine Fluchtgefahr ausgeschlossen sein. Von daher: Ja, Sie können sich wieder setzen. Aber sobald wir losfahren, wird die Polizei eingeschaltet. Sie werden Ihre Aussage dann bei den Uniformierten in Kreiensen machen dürfen. Und was auch immer Sie als Tatwaffe benutzt haben – liefern Sie das bitte auch gleich ab. Danke schön.«

Die Rothaarige warf Tino einen letzten Blick zu. Aus ihren Augen sprach Abscheu. Dann folgte sie ihren Mitreisenden zurück ins Abteil.

VII.

Als Marie, Sophia, Tino und Malte kurze Zeit später wieder in ihrem eigenen Abteil saßen, wurden fragende Blicke ausgetauscht. Vor allem Tino, der sich weiterhin das feuchte Klopapier an seine Wunde hielt, bekam einige von ihnen ab.

»Leute«, begann dieser nun. »Wenn ich wüsste, was diese Frau gegen mich hat, wäre ich auch schlauer. Aber ich versteh's nicht. Ich hab sie nie gesehen. Ihr Name sagt mir auch nichts. Und sagen möchte sie zu dem Thema ja offensichtlich nichts.«

»Hast du mal nachgesehen, ob du noch alles in deinen Taschen hast?« fragte Malte. »Vielleicht war's auch einfach ein stinknormaler Raubüberfall.«

Marie warf ein: »Das glaub ich nicht, Malte. So, wie sie geguckt hat, war das eine Racheaktion für irgendwas. Sie hat ihn glasklar wiedererkannt. Ich hab auch gesehen, wie sie Tino zum ersten Mal angeguckt hat. Sie war regelrecht geschockt. Sie hat ihn garantiert wiedererkannt und war darüber nicht besonders erfreut.«

Tino schnaufte. »Ist klar, Frau Kriminalkommissarin. Sie sagen aber Bescheid, wenn Sie den Fall gelöst haben, ja? Ich wäre sehr neugierig, was Sie aus den Untiefen meines Unterbewusstseins zutage fördern können. Oder gar meiner Kriminalakte.«

»Ich werfe dir ja nichts vor«, entgegnete Marie ruhig. »Es kann genauso gut einfach eine Verwechslung sein. Wäre auch nicht das erste Mal.«

Tino nickte. »Hast recht«, meinte er und schaute zur Tür. Er schien mit einem Male etwas nachdenklich zu werden, sprach seine Überlegungen jedoch nicht offen aus.

Malte meinte: »Mir kam aber diese Miriam Depenbrock erstaunlich bekannt vor. Wenn ich nur wüsste, woher.«

»Sie ist laut eigenen Angaben Tänzerin«, erinnerte ihn Marie. »Vielleicht hast du sie mal irgendwo auf der Bühne oder im Fernsehen gesehen?«

Jetzt fügte Tino hinzu: »Oder auf dem Cover irgendeiner Boulevardzeitschrift. Ich meine nämlich auch, ich hätte sie heute nicht zum ersten Mal gesehen. Solch markante Gesichter vergesse ich so schnell nicht.« Er machte eine Pause und fuhr dann fort: »Ich weiß, was ihr jetzt denkt. Diese Carolin Gödeke – so hieß sie doch? – hätte ich auch todsicher sofort wiedererkannt. Sie fällt ja genauso auf wie ein bunter Hund. Mein Gedächtnis ist besser als jede Kartei und jedes Fotoalbum.«

Marie nickte. Fürs Erste wollte sie ihm die Aussage durchaus glauben. Anstelle eines möglichen Einwandes meinte sie: »Das könnte man ja problemlos übers Internet überprüfen, wenn wir hier nicht am Ende der Welt gefangen wären.«

Mit einem Male stöhnte Sophia und hielt sich erneut den Bauch. »Shit ...«, entfuhr es ihr.

»Sophia!« Malte beugte sich umgehend vor. »Mach jetzt bloß nicht schlapp!«

Doch Sophia fiel unwillkürlich etwas tiefer in ihren Sitz. Marie bemerkte, dass sie zudem ins Schwitzen kam. Offensichtlich erreichte ihr Blutzucker in absehbarer Zeit einen Höhepunkt. Einen gefährlichen.

Und ihre Wasserflasche war längst schon wieder leer.

Tino stand auf. »Ich geh den Schaffner suchen!« verkündete er. »Der muss doch irgendein Gedöns für Notfälle in seinem Kabuff haben!«

Schon stürzte er aus dem Abteil.

Marie beugte sich zur Seite und schob Sophias linksseitige Haarsträhnen etwas zur Seite, um in ihre Augen schauen zu können.

Doch diese fielen bereits langsam zu.

»Sophia! Bleib bei uns!« Malte kniete nun vor ihr, hielt ihre Hand und schrie schon fast.

Sie hörten aus der Ferne, wie Tino hinten an der Kabine gegen die Tür bollerte. »Hallo! Wir haben hier einen Notfall! Ich bitte um etwas Beeilung, wenn's irgendwie geht!«

»Herr Bianchi!« war nun auch Offlebens Stimme zu vernehmen. »Ist doch noch nicht alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Mir geht's blendend!« gab Tino zurück. »Jedenfalls im Vergleich zu Sophia Ramuneit! Ihr Zucker legt gerade 'nen Raketenstart hin! Wäre also echt bombig, wenn Sie irgendwas unternehmen könnten!«

»Bleiben Sie ruhig, Herr Bianchi. Und warten Sie einen Moment; ich komme sofort.«

Die schweren Schritte auf dem Flur ließen auf Tinos Rückkehr schließen. Zur Bestätigung hörte man ihn schimpfen: »Hört denn die Scheiße hier nie auf ...?!«

Kurze Zeit später betrat er wieder das Abteil.

»Rückt er an?« fragte Malte.

Tino seufzte. »Ich raste aus, wenn nicht.«

Doch für weitere Demonstrationen seines südländischen Temperaments sollte vorerst keine Notwendigkeit bestehen, denn Robert Offleben betrat nur wenige Sekunden später das Abteil. Er hielt eine Spritze in der Hand.

Marie zog die Augenbrauen hoch. »Sie haben Insulin an Bord?« wunderte sie sich. »Bei allem Respekt, das hätte Ihnen auch etwas eher einfallen können.«

Malte erhob sich bereits und riss dem verdutzten Schaffner die Spritze aus der Hand. »Ich mach das! Ich weiß, wo ich ansetzen muss«, verkündete er,

betrachtete die Spritze kurz fachmännisch, schob Sophias Shirt ein Stück hoch und holte aus, um ihr die Spritze in den Unterleib zu rammen.

»Bringen Sie sie bitte nicht um die Ecke, wenn's irgendwie geht«, bat Offleben noch.

»Keine Sorge«, gab Malte zurück. »Ich hab das schon ein paarmal gemacht. Ich kenn die Frau mit ihren ganzen Bestandteilen. Den meisten jedenfalls. Hätte ich 'ne eigene Freundin, würde die wahrscheinlich ständig vor Eifersucht platzen.« Erstaunlich ruhig drückte er den Kolben in die Auflage. Mit der anderen Hand wedelte er herum, als wolle er Offleben zu sich bitten, und sagte nur: »Tuch.«

Offleben verstand und drückte ihm ein feuchtes, mit einer Alkohollösung getränktes Tuch in die Hand, welches Malte sofort ansetzte, um die Einstichstelle zu desinfizieren und die Spritze dabei herauszuziehen.

Ein für Marie kaum wahrnehmbares Klacken war von draußen zu hören.

Sophia öffnete umgehend die Augen und begann schwer zu atmen.

»Gott sei Dank!« entfuhr es Tino.

Offleben gab Malte umgehend ein Pflaster, welches dieser auf die Stelle klebte, um dann ihr Shirt wieder nach unten zu ziehen.

»Geht es Ihnen wieder besser, Frau Ramuneit?« erkundigte sich Offleben.

Sophia brauchte einen Moment, um wieder zu wissen, wo sie war, und sich erschließen zu können, was passiert sein musste. »Wird langsam wieder«, antwortete sie etwas matt.

Erst jetzt bemerkte Marie, dass Detlef Kettler, der Handelsvertreter, in der Tür des Abteils stand und die Sache besorgt verfolgte. »Oh, Verzeihung«, sagte er daraufhin direkt. »Ich hab nur Lärm gehört und wollte wissen, ob alles in Ordnung ist.«

»Jetzt schon«, antwortete ihm Tino etwas mürrischer, als er wollte. »Auch wenn der Herr Zugbegleiter anscheinend nicht zu den geübten Ersthelfern gehört.«

Offleben nahm die Spritze wieder entgegen und murmelte: »Naja, wir haben solche Fälle ja nicht gerade jeden Tag ...«

»Es lief ja nochmal glatt«, meinte Malte, dessen Puls ebenfalls wieder normale Werte annahm. »Dennoch möchte ich hier so langsam wirklich mal weg.«

»Da sind Sie nicht alleine«, meinte Kettler, nickte noch einmal in die Runde und machte auf dem Gang kehrt, um wieder in sein eigenes Abteil

zurückzugehen.

»Ich weiß ja jetzt, wo alles ist«, meinte Offleben. »Wenn wirklich noch Not bestehen sollte, immer melden, ja?«

Tino nickte. »Machen wir.«

»Gut. Ich muss zurück in die Kabine. Vielleicht klappt der Funkkontakt jetzt endlich mal wieder.« Damit machte Offleben kehrt und ging durch die Tür des Abteils.

Doch er blieb auf dem Gang stehen und schaute nach links, in Richtung der Tür zum anderen Waggon hin. Aus seiner Mimik sprach blankes Entsetzen.

»Ach du allmächtiger Strohsack!« entfuhr es ihm.

Marie runzelte die Stirn und erhob sich, um noch vor Tino, der sich ebenfalls noch einmal nach Offleben umdrehte, den Gang zu betreten. »Was ist passiert?« wollte sie wissen – doch ihre Frage wurde sogleich beantwortet.

Hinter der Durchgangstür lag die offene Bahnstrecke. Die Schienen waren frei befahrbar. Nur einzelne Reste der Schneeverwehungen bedeckten noch die Bahnschwellen zwischen den Schienen.

Was jedoch fehlte, war der Rest des Zuges.

Marie schaute zurück zu den anderen im Abteil: »Das glaubt ihr jetzt nicht! Wir wurden abgekoppelt!«

»Mach Witze«, gab Sophia zurück, die inzwischen wieder hellwach wirkte.

»Es ist so«, bestätigte Offleben. »Irgendwie muss der Zug entkoppelt worden sein.« Er ging zur Tür, die nun nirgendwo mehr hinführte, und rüttelte daran. Sie ließ sich nicht öffnen.

Vorsichtig stand Sophia auf und trat neben Marie. »Wie kann das passieren?« fragte sie. »Aus Versehen?«

»Vielleicht«, antwortete Offleben. »Aber unwahrscheinlich. Die Tür ist verriegelt. Das passiert ganz automatisch, wenn ein Wagen vom anderen entkoppelt wird. Die Waggon sind etwas älter und haben keinen eigenen Antrieb. Wären es eigene Triebwagen, könnte man sie gar nicht ohne Weiteres entkoppeln, ohne dass das den ganzen Zug lahmlegt.«

Marie nickte. Das war also dieses seltsame Klacken von eben gewesen. Der Schließmechanismus der Tür. Und dass niemand den Rest des Zuges hatte abfahren hören, lag wohl daran, dass das Motorengeräusch des Zugfahrzeugs hier nicht mehr angekommen war. Vielleicht aber auch daran,

dass in der Notsituation kaum jemand auf Geräusche von außen geachtet hatte.

»Viele Türen in Fernzügen wurden nochmal überprüft«, ergänzte Offleben noch, »seit sich bei einem Vorfall in einem ICE in Bayern vor ein paar Jahren eine ganze Tür gelöst hat. Die sitzen jetzt bombenfest.« Er seufzte. »Dann hab ich nur noch die Möglichkeit, die Zentrale zu verständigen. Bitte bleiben Sie alle, wo Sie sind ...« Er stutzte kurz und korrigierte sich: »Naja, also, bleiben Sie bitte ruhig.« Mit diesen Worten eilte er in Richtung seiner Kabine zurück.

VIII.

»Ich bin hoffnungslos verwirrt«, gab Sophia zu, als sie wenig später wieder ihre Plätze im Abteil eingenommen hatten. »Warum koppelt uns jemand einfach so ab? Oder kann das wirklich einfach ein Versehen gewesen sein?« Marie hob die Schultern. »Beides kommt mir gleichermaßen unwahrscheinlich vor. Aber ohne euch beunruhigen zu wollen: Wenn es wirklich einen handfesten Grund gibt, sind wir verraten und verkauft. Wo sind wir hier überhaupt genau? Weiß das jemand?«

Tino meinte: »Auf jeden Fall irgendwo südlich von Alfeld und nördlich von Kreiensen.«

Sophia ergänzte: »Genauer gesagt: Wir sind bei Freden an der Leine. Die Felsen da auf der anderen Seite sind die sogenannten Selterklippen. Der kleine See unten ist das Unterbecken. Der Fluss ist die Leine. Die Ortschaft Freden liegt ungefähr vier Kilometer nordwestlich von hier.«

»Na toll«, meinte Tino. »Solange wir hier festsitzen, könnte Freden dort liegen oder in China. Beides ist unerreichbar.«

Marie seufzte innerlich. Zu Hause, in Sahrow, hätte sie für jede noch so ausweglos erscheinende Situation irgendein Ass im Ärmel gehabt. Einen Plan B gab es immer. Einen verborgenen Fluchtweg auch. Doch hier war sie in der Fremde, zusammen mit lauter Leuten, die ihr genauso fremd waren wie die Gegend. Dazu noch gefangen. Ein Trost war: Die besten Ortskenntnisse sowie langjährig perfektionierte Routine hätten ihr in dieser speziellen Situation ohnehin nicht viel gebracht.

Sie meinte: »Noch etwas, das euch nicht beruhigen wird: Mir ist aufgefallen, dass hier schon länger kein anderer Zug mehr vorbeigefahren ist. Uns kam auch keiner entgegen. Dabei ist das hier eine Stammstrecke, wo eigentlich fast im Fünfminutentakt irgendein Zug durchfahren müsste, und wenn's nur 'ne Bimmelbahn ist. Geräumt ist die Strecke ja nachweislich, und es hat schon vor über einer halben Stunde aufgehört zu schneien. Kann natürlich daran liegen, dass alle anderen Linien ausgefallen sind. Aber komisch finde ich das schon.«

Malte seufzte. »Klingt, als hätten wir noch viel Zeit, um uns die Klippen genauer anzugucken.«

»Macht uns ruhig noch mehr Mut ...«, murmelte Tino.

»Vor allem spricht immer mehr dafür, dass da was nicht mit rechten Dingen zugeht«, fuhr Marie fort. »Und dass jemand absichtlich unsere Fahrt sabotiert. Mir ist nur noch nicht klar, weshalb.«

Tino schnaufte. »Jetzt hör aber auf! Als ob sich jemand diesen Aufwand macht. Ein großer Plan? Dann müssten ja theoretisch alle, die heute bei der Bahn entlang dieser Strecke im Dienst sind, eingeweiht sein.«

»Warum alle?« gab Marie zurück. »Ein paar einzelne Mitarbeiter in den Stellwerken oder in der Leitstelle würden doch völlig ausreichen.«

Tino musste lachen. »Ich glaube, dir fehlt einfach Sauerstoff.«

Marie wollte just etwas entgegnen – da fiel ihr selbst auf, dass er an sich nicht ganz im Unrecht war. »Jetzt, wo du's sagst ...«, begann sie. »Wenn sich die Fenster nicht öffnen lassen und die Belüftung wegen des Stromausfalls nicht funktioniert, ist's mit der Atemluft hier drin irgendwann Essig.«

Sophia schaltete sich ein: »In dem Fall nehmen wir den Nothammer und schlagen 'ne Scheibe ein. Wäre dann ja wirklich ein Notfall.«

Marie nickte. »Stimmt auch wieder.«

Dies brachte Marie zu einer weiteren Überlegung, welche sie jedoch nicht mit den anderen teilte: Niemand hatte in der ganzen Zeit nachgeschaut, ob noch alle Fenster intakt waren. Was, wenn es doch einen Weg nach draußen gab? Diesen hätte der Unbekannte mit Sophias Koffer durchaus auch nehmen können, selbst wenn er den Moment verpasst hatte, um noch vor dem Stromausfall durch die Tür zu verschwinden. In diesem Falle bedeutete das jedoch, dass der Koffer noch etwas enthielt, das jemand unbedingt haben wollte – denn für ein paar Insulinspritzen würde sich diesen Aufwand

wohl kaum jemand machen. Es sei denn, man stünde wirklich kurz vor dem Ableben.

Wenn es jemand auf Sophia abgesehen hatte, dann wusste dieser Jemand von ihrer Erkrankung. Das konnte eigentlich nur ein enger Vertrauter sein – oder jemand aus der Branche. Langsam wurde Marie immer unschlüssiger, was sie von Malte halten sollte. Auf dessen Vater trafen sogar beide Kriterien zu. Ob zwischen Ramuneit und von Sachsa wirklich so viel Harmonie herrschte? Was war, wenn einer den anderen ausbooten wollte?

Doch vorerst fiel ihr noch ein dringenderes Anliegen ein, nach dem sie sich direkt erkundigen konnte und wahrscheinlich einfacher eine Antwort erhielt. Auch wenn diese die Sache möglicherweise erneut verkomplizierte. Sie holte einmal tief Luft und erhob sich. »Bin sofort wieder da«, verkündete sie.

Tino, Sophia und Malte nickten – wohl in der Annahme, Marie würde die Toilette aufsuchen wollen.

»Gutes Geschäft«, wünschte Tino. »Und lass dich nicht auch noch überfallen. Gibt nur Kopfweh.«

Marie grinste. »Gegen mich hat hier ja keiner was.«

Tino hob die Schultern. »Denkst du. Vielleicht will dir diese Carolin Gödeke auch noch ans Leder. Einen handfesten Grund dafür scheint sie ja nicht zu brauchen. Nur handfeste Argumente.«

IX.

Doch Marie schien nicht mit einem Überfall rechnen zu müssen. Jedenfalls nickten ihr Detlef Kettler, Carolin Gödeke und Miriam Depenbrock freundlich zu, als sie an deren Abteil vorbeiging. Sie grüßte mit einer Handgeste zurück und stellte dabei fest, dass deren Fenster offenbar noch heile war.

So verhielt es sich mit allem, was auf ihrem Weg zu Offlebens Kabine aus Glas bestand.

Nachdem sie an dessen Tür geklopft hatte, brauchte sie nicht lange zu warten, ehe Offleben seine Tür entriegelte und öffnete.

»Ah, Marie Paurois! Liegt wieder ein Notfall vor?« wollte er wissen. Offensichtlich hielt er sich seit dem letzten Vorfall für jeden weiteren bereit.

Marie schüttelte den Kopf. »Bisher ist alles in Ordnung«, meinte sie. »Ich hab ein anderes Anliegen. Fragen Sie mich bitte nicht, wofür ich das genau brauche, aber ich müsste etwas überprüfen.«

Offleben runzelte die Stirn. »Was genau?«

Marie senkte die Stimme etwas und trat in den Türrahmen, um anzudeuten, dass sie die Kabine betreten wollte. »Es gibt doch bestimmt eine Passagierliste für den ICE, mit dem wir eigentlich Richtung Stuttgart gefahren wären. Zumindest mit allen, die eine Platzreservierung haben.«

Offleben drehte sich zum kleinen Schreibtisch in der Ecke um, auf dem ein eingeschalteter Laptop stand.

»Natürlich«, antwortete Offleben. »Auch wenn sie natürlich wegen des Ausfalls hinfällig ist.«

Marie nickte. »Dürfte ich die wohl bitte mal sehen?«

»Wofür das?« fragte Offleben.

Marie zwang sich, Offleben in die Augen zu schauen, anstatt mit ihren eigenen zu rollen. »Ich hab Sie doch gerade gebeten, mich nicht danach zu fragen.«

»Das würde ich auch nicht«, entgegnete Offleben, »wenn ich nicht zur Einhaltung des Datenschutzes verpflichtet wäre.«

Marie seufzte. »Mir geht's ja nicht um Privatadressen, Zahlungsarten oder Sternzeichen. Es würde nur ein paar Sekunden dauern.«

Jetzt musste Offleben grinsen. »Sternzeichen sind nun wirklich Privatsache, das stimmt. Und alles andere ... Von der Idee kann ich dich nicht abbringen, nehme ich an?«

Marie grinste zurück. »Das haben schon ganz andere versucht.«

»Gut. Ich such sie raus.« Offleben machte auf dem Absatz kehrt und ging zum Schreibtisch.

Marie schloss die Tür hinter sich und wartete ab, bis Offleben die Datenbank aufgerufen hatte, welche die Liste der Passagiere mit Reservierung enthielt. Nachdem er etwas auf dem Laptop herumgetippt hatte, drehte er sich weg und schaute aus dem Fenster.

»Ich hab's offiziell nicht gesehen«, erklärte er. »Aber beeil dich bitte. Der Akku hält nicht mehr lange.«

Marie trat ein paar Schritte vor, beugte sich zum Laptop herab und überprüfte die Liste.

Über die Suchleiste gab sie zunächst ihren eigenen Namen ein. Als dieser auftauchte, suchte sie nach den Namen derer, die bei planmäßiger Abfahrt in Hannover zugestiegen wären.

Ein lautes Pfeifen verkniff sie sich, wenngleich es eigentlich angemessen gewesen wäre.

Eine Spalte zeigte auch Start- und Zielort der jeweiligen Buchung an – Hamburg Hauptbahnhof und Frankfurt am Main Hauptbahnhof, für Marie selbst.

Dazu genau die Namen, nach denen sie gesucht hatte. Festzustellen blieb vorerst: Alle sieben Passagiere in diesem Waggon wären bei planmäßigem Ablauf im selben Zug gelandet – sogar im selben Waggon. Lediglich die Sitzordnung wäre eine leicht andere gewesen: Malte und Sophia hätten sich ein Abteil mit Detlef Kettler geteilt, während Marie mit Tino, Carolin Gödeke und Miriam Depenbrock in einem anderen Abteil gelandet wäre.

Aus ihrer eigenen, mentalen Datenbank rief sie die während der Befragung genannten Orte ab, die jeder Einzelne angegeben hatte.

Detlef Kettler reiste von Oldenburg in Oldenburg nach Stuttgart Hauptbahnhof. Das passte. Angereist war er mit dem Intercity von Norddeich Mole nach Hannover Hauptbahnhof. Auch das passte.

Miriam Depenbrock wollte über Göttingen nach Beverungen beziehungsweise Lauenförde. Zugestiegen war sie in Bremen Hauptbahnhof – obschon sie laut eigenen Angaben aus Bad Nenndorf kam. Dies widersprach sie also schon mal.

Carolin Gödeke, laut eigenen Angaben aus Hannover, hatte jedoch von Nienburg an der Weser aus gebucht. Auch das widersprach sich.

Sophia Ramuneit und Malte von Sachsa hatten von Bremen aus gebucht und Osterode am Harz als Zielort veranschlagt. Dieser Teil stimmte also.

Auch die Buchung für Agostino Bianchi entsprach seinen Angaben – von Bremen Hauptbahnhof nach Holzminden.

Summa summarum: Für die beiden Frauen im anderen Abteil stimmten die Angaben nicht mit ihren Aussagen überein. Alles andere war korrekt. Bis auf Marie waren in Wirklichkeit alle Passagiere entlang der Strecke von Norddeich nach Hannover eingestiegen.

Ob Offleben diese Widersprüche auch bemerkt hatte? Immerhin hätte er ja die ganze Zeit über den direkten Abgleich machen können.

Marie ließ sich nichts anmerken. Wenn Offleben das wusste, hatte es seinen Grund, warum er die beiden Frauen nicht darauf ansprach. Und wenn er jetzt bemerken würde, dass Marie deshalb Verdacht schöpfte, hätte sie sich soeben einen neuen Platz reserviert – in der Höhle des Löwen.

Und damit hätte sie sich in ihrer Einschätzung Offlebens gravierend getäuscht.

Gerade wollte sie sich erheben, als ihr Blick auf das Cover einer Zeitschrift fiel, die neben dem Laptop lag.

Erneut unterdrückte sie einen Pfiff.

Die Zeitschrift war laut Ausgabedatum etwa anderthalb Jahre alt. Es zeigte niemand Geringeres als Miriam Depenbrock!

Sie grinste in die Kamera, und dies tat auch der Mittdreißiger im Anzug neben ihr. Marie staunte nicht schlecht – diese Tänzerin war wohl das reinste Szene-Girl.

Oder für den Mann an ihrer Seite vielleicht sogar mehr – spekulierte jedenfalls die reißerische Ankündigung zur Story am unteren Ende der Seite.

Auch warf der kurze Text die für Leser solcher Klatschspalten offenbar überlebensnotwendige Frage auf, ob die Adoptivtochter des Mannes, anscheinend eines Investmentbankers namens Erik Klingebiel, wohl so gut darauf zu sprechen sei, dass die neue Flamme ihres Stiefvaters gerade mal vier Jahre älter sei als sie.

Möglichst leise hob Marie das Titelblatt der Zeitschrift an.

»Bist du denn bald mal so weit?« fragte Offleben unvermittelt.

Erschrocken ließ Marie das Blatt wieder sinken.

Nur etwa eine Sekunde hatte sie gehabt, um das Konterfei auf der ersten Seite zu sehen, doch das reichte ihr völlig aus.

»Äh, ja, ich bin fertig«, antwortete sie hastig, drückte zwei Tasten auf der Laptoptastatur und schaute ihn an.

Der Schaffner stand weiterhin am Fenster und tat so, als bewundere er die Selterklippen. »Dann hoffe ich mal, du hast alle Informationen, die du brauchst«, meinte er und drehte sich um.

Marie hob die Schultern. »Ich hatte es mir spannender vorgestellt«, behauptete sie und trat einen Schritt zur Tür, um die Klinke nach unten zu drücken. »Aber meine Fragen sind damit beantwortet. Vielen Dank, Herr Offleben!«

Offleben nickte. »Eins noch, Marie«, begann er.

Marie zog die Augenbrauen hoch. »Ja?«

Offleben atmete einmal hörbar ein und aus. »Ich weiß nicht, was du da genau bezweckst. Aber ich würde dir nahelegen, vorsichtig zu sein, mit wem du dich anlegst.«

Er sagte das so tonlos, dass es ebenso gut eine Warnung wie eine Drohung sein konnte.

Marie schluckte eine spitze Bemerkung herunter, mit der sie ihn gefragt hätte, was er denke, wie oft sie das schon gehört habe, und nickte. »Ich werde aufpassen.« Einen Moment ließ sie noch verstreichen, ehe sie ergänzte: »Zu blöd, dass wir nicht die Polizei rufen können. Die käme vielleicht an Informationen und könnte zudem mal die Abteile genau unter die Lupe nehmen.«

Offleben nickte langsam. »Das könnte sie wohl«, meinte er.

Marie erwiderte nichts, sondern verließ die Kabine und eilte zurück zu ihrem Abteil.

X.

Wieder im Abteil angekommen, presste Marie die Tür zu, als ob sie dadurch von außen schwerer zu öffnen sei, und nahm wieder ihren Platz ein.

»Und? Ist das jetzt halbwegs sicher?« fragte Tino. »Oder lauert diese Frau darauf, dass ich nochmal gehe? Ich müsste nämlich nochmal dringend.«

»Scheint sicher zu sein«, meinte Marie.

»Scheint?« Tino seufzte. »Na gut. Dann auf die nächste Beule.« Er stand seinerseits auf, um das Abteil wieder zu verlassen.

»Viel Glück«, wünschte Malte noch, doch darauf reagierte Tino nicht mehr, sondern schloss die Tür und ging weiter.

Marie warf noch einen kurzen Blick zur Tür hin und wandte sich an Sophia und Malte: »Sagt mal, wie dicke sind eure Väter eigentlich miteinander?«

Malte schnaufte. »Woher auf einmal das Interesse? Sie verstehen sich astrein. Manchmal gehen sie miteinander kegeln, damit unsere Mütter in Ruhe Wein saufen und über ihre Ehemänner ablästern können. Und sie sagen manchmal, eigentlich sind wir längst eine große Familie.«

Sophia grinste. »Was ich nur bedingt zu meinem Vorteil auslege – immerhin hätte ich dadurch Malte als Bruder.«

Malte schüttelte den Kopf. »Geh besser in Deckung, Marie. Sonst seh ich schwarz für dich, wenn sie in den Kratzbürsten-Modus geht.«

Marie tat scherzhaft so, als weiche sie vor Sophia zurück, und nickte. Innerlich hielt sie fest: Ein wenig wirkten die beiden schon wie Geschwister. Erst jetzt fiel ihr das überhaupt auf. Und wenn sich die Eltern wirklich so gut verstanden, war der erste Gedanke von eben wohl hinfällig. Dann blieb also noch der zweite.

»Eine andere Frage«, begann sie. »Sophia – was ist in deinem Koffer? Außer Insulinspritzen?«

Sophia runzelte die Stirn. »Jede Menge Wäsche. Und mein Laptop.«

Marie nickte. »Das könnte noch wichtig werden. Dein Laptop zumindest. Noch eine andere Frage: Was sagt euch der Name Erik Klingebiel?«

Sophia und Malte schnappten beide hörbar nach Luft.

Malte runzelte die Stirn: »Was weißt *du* denn über Klingebiel?«

Anstatt zu antworten, nickte Marie. »Also kennt ihr ihn.«

»Kennen wäre zuviel gesagt«, gab Sophia zurück. »Wir wissen, dass er ein Investmentbanker ist. Ein ziemlich gerissener sogar. Er macht vor allem Geschäfte in China. Jedes Mal, wenn man denkt, er wollte dort nur Millionen versenken, holt er die doppelte Menge wieder raus. Hat wahrscheinlich einen extrem guten Riecher. Oder ein Orakel.«

Marie nickte. Im Geiste notierte sie sich, ihre Eltern bei Gelegenheit nach ihm zu fragen. Sie würden ihn wohl kennen, wie alles, was an der Börse Rang und Namen hatte. Laut fragte sie weiter: »Und haben eure Väter zufällig geschäftlich mit ihm zu tun?«

»Mit Klingebiel?!« Malte wollte lachen, doch es klang ziemlich bitter.

»Heilige Scheiße, wenn Ramuneit das hören könnte.«

Sophia ergänzte: »Als wir noch nach einem Investor gesucht haben, hat sich mein Vater an Klingebiel gewandt. Der war zu der Zeit in Göttingen ansässig. Würde ja passen. Aber der hat nur gelacht und gemeint, das wäre ein netter kleiner Garagenverkauf, den wir da am Start hätten, aber beim besten Willen nichts Lukratives. Er würde an Asien als treibenden Motor der Zukunft glauben. Bevor er in ein lokales Unternehmen hier investieren würde, würde er griechische Staatsanleihen kaufen – sogar das hätte mehr Verstand.«

Marie schüttelte den Kopf. »Also ein Geschäftstermin für die Tonne.« Sophia hob die Schultern. »Immerhin können sie stolz sein, das Ding mit Eigenkapital hochgezogen zu haben. Während seine Knete nach Shenzhen wandert – dort sitzt ein Unternehmen namens Xiaogongren Industries und betreibt ähnliche Forschung wie unsere Oha-Nanotech.«

»Aber jetzt spuck's aus, Marie!« warf Malte ein. »Wie kommst du jetzt auf Klingebiel?«

Marie seufzte und warf noch einen Blick zur Tür. Dann antwortete sie mit gesenkter Stimme: »Also schön. Ich lasse die Bombe platzen.« Mit einem Male redete sie immer schneller. »Ich komme auf ihn, weil ich soeben herausgefunden habe, dass Carolin Gödeke seine Stieftochter ist. Und dass es da auch eine Verbindung zwischen ihm und Miriam Depenbrock gibt. Eine amouröse, wenn man auf die Klatschpresse irgendwas geben kann. Ach ja, und die beiden hatten für den ICE, den wir alle nehmen wollten, nicht nur eine Platzreservierung im selben Waggon wie wir drei, sondern haben uns auch noch über ihren Startort angelogen. Korrekte Angaben haben wir drei, Tino und dieser Detlef Kettler gemacht. Oh, und bevor ich's vergesse: Dieser Offleben spielt auch irgendein eigenes Spiel. Welches, weiß ich nicht. Aber mir kommt Verschiedenes an ihm komisch vor.«

Malte und Sophia blieben die Münder offen stehen.

»Das muss ich erst mal verdauen«, meinte Malte.

Marie nickte. »Aber beeil dich damit. Hier geht was ganz Großes vor sich. Mir kam Tinos auffälliges Interesse an eurer Firma gleich komisch vor. Deshalb wollte ich's euch auch sagen, solange er noch weg ist.«

»Jetzt, wo du's sagst«, fing Sophia an, »finde ich auch diesen Kettler komisch. Wie er hier reingelotzt hat. Lässt sich ewig nicht blicken, will aber unbedingt wissen, wie's mir geht.«

»Genau«, sagte Marie. »Schön, dass du's auch bemerkt hast. Hier sollte sich wirklich mal die Polizei umgucken. Würde mich nicht wundern, wenn sie einen hellgrünen Koffer, einen Mantel, einen falschen Schnauzer, einen Hut und eine Skibrille in seinem Gepäck fänden. Am besten noch die Visitenkarten von Klingebiel und irgendeinem CEO von Xiaogongren, Das wäre so gut wie ein schriftliches Geständnis. Wenn meine Überlegungen keinen Denkfehler enthalten, geht's hier um Industriespionage.«

Sophia nickte langsam. »Dann bedeutet das ja ...«

» ... dass ihr ganz schnell aus der Gefahrenzone raus müsst«, vervollständigte Marie den Satz. »Bald wird es dunkel. Ohne Strom kein Licht – und damit seid ihr in der Dunkelheit fette Beute für einen Überfall.«
»Aber wie kommen wir hier weg?« fragte Malte. »Es gibt keine funktionierende Notentriegelung.«

»Vielleicht hat uns Offleben das nur vorgespielt«, meinte Marie. »Vielleicht geht das doch.«

Malte nickte. »Wäre einen Versuch wert. Zur Not breche ich die Tür irgendwie auf.«

»Aber dann kriegen die anderen das doch mit«, wandte Sophia ein. »Das macht doch bestimmt einen Heidenkrach.«

»Ganz einfach«, meinte Malte. »Ich mach mich dran zu schaffen, und ihr übertönt das irgendwie. Stellt euch in den Flur und unterhaltet euch. Über irgendwas Unverfängliches. Euch Mädels fällt doch bestimmt irgendein belangloser Kram ein. Und wenn ich das Ding offen habe, macht ihr 'nen Sittich.«

»Und was ist mit dir?« fragte Marie. »Nur weil Sophia ein leichtes Opfer war, heißt das nicht, dass du außer Gefahr bist.«

Malte gab sich zuversichtlich. »Es ist sicherer, wenn ihr nur zu zweit abhaut – ich werde mit denen schon allein fertig. Ich hab jedenfalls keinen Laptop dabei, und mein Handy ist von anno Weißkohl. Zur Not kriegt jeder, der mir ans Leder will, eins aufs Maul.«

Marie schnaufte. »Und wenn sie bewaffnet sind?«

»Dann gibt's bei mir immer noch nichts zu holen«, gab Malte zurück. »Und wenn sie sich denken, sie könnten mich als Geisel halten, um euch oder unsere Väter zu erpressen, wird auch keiner auf mich schießen. Und ihr seid in Sicherheit.«

Sophia grinste. »Dafür, dass ich so 'ne Kratzbürste sein soll, legst du dich aber ziemlich für mich ins Zeug.«

Malte streckte ihr die Zunge raus. »Bilde dir nichts drauf ein. Ich mach das für Marie – dass es dir zupass kommt, lässt sich leider gerade nicht ändern.«
Marie verdrehte die Augen. »Quatsch weniger und spar dir die Puste für die Tür, sonst sitzen wir morgen früh noch hier. Wahrscheinlich steht sich meine liebe Verwandtschaft die ganze Nacht in Frankfurt am Hauptbahnhof 'n Loch in den Bauch und wundert sich, wo ich bleibe.«

Sophia wedelte mit den flach ausgestreckten Händen im Kreis herum. »Du hast's gehört. Ab dafür!«
»Ist ja gut«, schmollte Malte.

XI.

Möglichst unauffällig versuchte Marie, einen Blick ins andere Abteil zu werfen und gleichzeitig die Tür zu Offlebens Kabine im Auge zu behalten. Detlef Kettler und die beiden Damen hatten es sich wieder gemütlich gemacht. Auch an Offlebens Tür regte sich nichts.

Sophia hatte in der Zeit einen Blick ins Bordrestaurant geworfen, wo sich offenbar auch nichts mehr tun wollte.

Gemeinsam schlenderten sie zurück in Richtung der Tür, an der sich Malte nun zu schaffen machte, als wollten sie sich nur die Beine vertreten.

Möglichst lautstark, doch ohne auffällige Betonung, eröffnete Sophia die Konversation: »Sag mal, Marie, hast du eigentlich 'n eigenes Pferd? Du hast ja erwähnt, dass du auch reitest.«

Marie stutzte kurz, da Sophia bisher nichts davon erwähnt hatte, schüttelte dann aber den Kopf. »Nur 'ne Beteiligung. Aber wenn sie sprechen könnte, würde sie mittlerweile wohl behaupten, zu mir zu gehören. Ist 'ne Schimmelstute, Hannoveranerin. Sie heißt Countess Vera.«

»Cool!« meinte Sophia. »Wir haben unsere eigenen auf dem Hof. Unser größter Stolz ist Herkules, einer der letzten Schleswiger Kaltblüter, also eigentlich eher ein Zugtier. Er verhindert gerade das Aussterben seiner Rasse – demnächst kommt Nachwuchs rein!«

»Nicht schlecht«, meinte Marie.

»Wir haben nur noch keinen Namen«, fuhr Sophia fort. »Fällt dir zufällig ein guter mit dem Buchstaben ›H‹ vorne ein?«

Marie überlegte kurz. »Wenn das Vatertier Herkules heißt – wie wär's mit der französischen Form? Hercule?«

Darüber dachte Sophia ihrerseits kurz nach. »Klingt sehr gut! Ich geb die Idee mal weiter. Klingt jedenfalls besser als der Hengst, den ich auf der Klassenfahrt mal reiten durfte. Das Vatertier hieß Paul. Du errätst nie, wie der Hengst hieß.«

Marie hob die Schultern. »Peter?«

»Schlimmer. Ferdinand!«

Marie schaute Sophia kurz an wie ein kaputtes Auto. »Ernsthaft?!« fragte sie lachend nach.

»Ja, wirklich!« Sophia schüttelte den Kopf. »Manche Leute ...«

»Sagtest du nicht, das war irgendwo in meiner Gegend?« erkundigte sich Marie.

»War es. Salem, wenn du das kennst. Salem in Lauenburg.«

Marie nickte. »Kann ich von zu Hause aus fast hinspucken.«

»Ihr seid ein lustiges Völkchen da oben«, meinte Sophia grinsend.

»Vielleicht sollte ich nochmal vorbeikommen.«

»Euch hier unten hab ich bisher aber auch unterschätzt«, gab Marie zurück.

»Bisher kannte ich euch vor allem für Berge, Fachwerkhäuser und übelst stinkenden Käse.«

Sophia schnaufte. »Der Käse schmeckt besser, als er riecht. Aber alles andere stimmt. Für dich muss das hier ja quasi schon tiefstes Bayern sein.«

Marie lachte. »Du, das beginnt für mich schon südlich von Hamburg.«

Sie schauten hinüber zu Malte, der den Daumen hob und auf die Tür wies. Tatsächlich hatte er sie erfolgreich entriegelt und auch schon ein Stück geöffnet, ohne dass man davon etwas gehört hätte.

Umgehend eilten Marie und Sophia zu der schmalen Lücke, die aber für beide noch groß genug sein würde.

Sophia und Malte tauschten eine kurze Umarmung aus.

»Viel Glück!« flüsterte Malte.

»Pass auf dich auf, ja?« raunte Sophia zurück.

Marie warf einen kurzen Blick aus der Tür heraus, um zu sehen, wie groß der Höhenunterschied zwischen dem Boden des Waggons und dem Gleisbett war; dann sprang sie entschlossen ab.

Sophia folgte ihr umgehend.

Sie hörten noch, wie Malte zurück zum Abteil ging und die Tür geräuschvoll schloss. Lautstark, im ganzen Waggon vernehmlich, seufzte er.

»Pferdemädchen – und dann auch noch zwei von denen! Ich mach ja 'ne Menge Quatsch mit, aber irgendwo ist auch mal Schluss!«

Der Rest seines Monologes war nicht mehr zu hören.

XII.

Marie und Sophia taten schon nach wenigen Metern die Füße weh. Ihre Schuhwerke waren nicht dafür ausgestattet, schnell über längere Strecken aus Schotter und Kies zu laufen. Da half auch die Schneeschicht nicht viel. Doch links ging es ziemlich steil den Berg hinauf, rechts noch steiler den Abhang hinunter, wie Sophia angemerkt hatte. Sie mussten erst ein ganzes Stück über das Gleisbett laufen, um an eine Stelle zu gelangen, von der aus man einigermaßen sicher absteigen konnte. Sophia hatte zwischenzeitlich versucht, über die Bahnschwellen zu hüpfen, doch diese hatten sich schnell als viel zu glatt herausgestellt.

Dies war der einzige Weg, um Hilfe holen zu können, denn hinter dem Bergrücken befand sich offenbar nichts, aber auch *gar* nichts. Und unten war die Straße durch die Leine vom Berg mitsamt dem parallel verlaufenden Weg abgeschnitten. Die einzige Chance war eine kleine Siedlung irgendwo unten im Leinetal, wo es hoffentlich ein Telefon geben würde. Auch wenn diese leider über einen Kilometer entfernt lag.

»Bleibt nur die Frage«, meinte Sophia, während sie einen kritischen Blick auf den Untergrund vor sich warf, »ob uns dort überhaupt wer hilft.«

»Warum nicht?« gab Marie zurück. »Zwei Mädels wie wir, offensichtlich in Not – da wird uns wohl keiner die Tür vor der Nase zuschlagen.«

»Das wohl nicht«, stimmte ihr Sophia zu. »Aber was, wenn dort niemand ist? Oder nur ein paar Leute, die auch alle in der Sache mit drinhängen? Dann sind wir verraten und verkauft!«

»Das Risiko müssen wir eingehen«, wandte Marie ein. »Eine andere Chance haben wir ja anscheinend nicht.«

Sie schlepten sich weiter mühsam vorwärts. Dass es überhaupt weiterging, verriet die alle zweihundert Meter auf Schildern angegebene Kilometrierung der Strecke, doch das widersprach Maries Gefühl.

Auch dass am Berghang ein Wäldchen begonnen hatte, trug kaum dazu bei. Die Siedlung war von hier aus noch kaum sichtbar – sofern dort überhaupt eine war. Marie hielt es nicht für undenkbar, dass sich Sophia in der Entfernung verschätzt hatte.

Doch daran konnten sie nun keinen Gedanken verschwenden. Die Hauptsache war erst einmal, sich so weit wie möglich vom einsamen Waggon zu entfernen.

»Hörst du das?« fragte Sophia plötzlich.

Marie blieb stehen, hob kurz die Hand, damit Sophia dasselbe tat, und horchte in die Landschaft.

Ehe sie es akustisch identifiziert hatte, zeichnete es sich auch schon gut sichtbar am Himmel ab, auch dank der blinkenden Lichter.

Ein Hubschrauber!

»Ob das unsere Rettung ist?« überlegte Sophia.

Marie runzelte die Stirn. »Vielleicht ...«, murmelte sie. »Oder es ist eine Falle. Ich würde beides nicht ausschließen.«

Sophia erschrak. »Du meinst ... Klingebiel ist wahnsinnig genug, um ...?«

»Wenn er sich was in den Kopf gesetzt hat?« Marie hob die Schultern. »Wir sollten uns vorsichtig nähern und gucken, ob er hier irgendwo landet. Wenn es die Polizei sein sollte, ist alles in Ordnung.«

»Und wenn nicht?« fragte Sophia besorgt.

Marie seufzte und entgegnete trocken: »Wenn nicht, nicht.«

Sophia blieb kaum Zeit, um weiter darüber zu sinnieren, denn Marie zog sie bereits an einer Hand über die mittleren Gleise der Strecke hinweg. Auch als sie ihre Hand losließ, lief ihr Sophia weiter hinterher, über das letzte Gleis zum Berghang hin.

Kurz sah Marie noch, dass sich der Hubschrauber im Landeanflug befand.

Vermutlich würde er direkt auf den Gleisen landen.

Das war ihre Chance. Das Wäldchen grenzte hier direkt an die Bahnstrecke an, ohne dass zusätzliche Hürden hätten überwunden werden müssen.

Nach nur wenigen Metern befanden sie sich im Wald – und somit, wie sie hofften, auch fernab vom Schirm des Hubschraubers. Wenn sie Glück hatten, würden sie unbemerkt bleiben, ehe sie sich sicher sein konnten, dass die Insassen des Hubschraubers auf ihrer Seite sein würden.

Doch der ihnen entgegenkommende Schatten, der sich ihnen gefährlich näherte, machte diese Hoffnung innerhalb einer einzigen Sekunde zunichte.

Sie bemerkten ihn zu spät.

Als der Mann grinsend vor ihnen stand, blitzte sein silberner Revolver bereits auf.

Noch eine Sekunde später hörte man diesen klicken. Er hatte ihn entsichert.

Sophia blieb abrupt stehen und stieß aus: »Kettler! Scheiße!«

Marie blieb ebenfalls stehen und sagte gar nichts, sondern hob bereits unter einem lauten Seufzer die Hände.

Mit reichlicher Verzögerung – zumindest fühlte sie sich lange an – ergab sich auch Sophia, nachdem sie sich aus der Schockstarre gelöst hatte.

Detlef Kettler grinste. »Hab ich euch also doch noch erwischt! Meinen Respekt! Das habt ihr schlau angestellt. Aber nicht schlau genug für mich!« Der Hubschrauber war inzwischen gelandet. Fast in direkter Nähe. Marie schätzte aus den Augenwinkeln, dass er nur noch etwa einhundert Meter entfernt war.

Kettler schien das bemerkt zu haben. »Tja, so gibt's keinen Ausweg und vor allem keine Spielereien mehr.« Er trat einen Schritt näher und fuchtelte mit seinem Revolver vor Sophias Gesicht herum. »Wird Zeit für den Abschied, Fräulein! Du kommst jetzt schön mit! Ich brauch dein schlaues Gehirn noch, das die Zugangsdaten verschlüsselt hat. Du kannst dir denken, was für welche ich will.«

Sophia seufzte, blieb aber sonst erstaunlich ruhig.

Kettlers Hand mit dem Revolver wanderte langsam herüber und blieb so stehen, dass der Lauf auf Marie gerichtet war.

Sophia atmete tief ein. »Lassen Sie Marie gehen.«

Kettler hob eine Augenbraue. »Warum sollte ich?« fragte er mit einem hämischen Grinsen im Gesicht.

»Weil Sie sonst 'nen Scheißdreck von mir erfahren werden«, gab Sophia zurück.

Kettler wurde offensichtlich nervös. Seine Hand begann zu zittern. Er hielt sie wieder ruhig. Doch dann zitterte sein Finger am Abzug ...

Doch dann senkte er die Waffe kurz, schnellte ein Stück vor und ergriff Sophias Arm.

Mit einem gekonnten Griff wirbelte er sie herum und presste sie an sich.

Sophia unterdrückte einen Schrei.

»Gut, einverstanden«, sagte Kettler. Er riss die Waffe wieder hoch und richtete sie erneut auf Marie. »Dann pass mal auf, Marie: Du bleibst genau hier stehen. Und zwar mindestens hundert Sekunden lang. Klar? Dann gehst du zurück zum Waggon. Dort werden die anderen sicher auf dich warten.«

Marie nickte. Ob sie dabei zitterte oder das erfolgreich unterdrückte, würde sie im Nachgang wohl nicht mehr angeben können.

»Und keine Sekunde eher! Wenn ich sehe, dass du dich zu früh vom Acker machst, dann ...« Er unterbrach sich und hielt Sophia den Revolver an die

Schläfe. »Du weißt schon«, fuhr er fort. »Wäre doch schade. Wo ihr euch doch jetzt so gut versteht.«

»Ich verstehe«, sagte Marie.

»Gut. Dreh dich um und stell dich an den Baum da.«

Marie warf Sophia einen letzten Blick zu, ehe sie sich umdrehte und die wenigen Meter zum nächsten Baum ging. Ihre Hände ließ sie geräuschvoll auf dem Stamm aufprallen.

»Perfekt«, sagte Kettler. »Nicht vergessen: hundert Sekunden und keine weniger!«

Marie blieb am Baum stehen und hörte genau hin, wie sich Kettlers und Sophias Schritte entfernten. Im Geiste zählte sie in der Tat die Sekunden – doch mehr, um abzuschätzen, welche Strecke sie bereits zurückgelegt haben mussten.

Wenn sie den nächstbesten Weg zur Bahnstrecke nahmen, würden sie Marie wahrscheinlich von dort aus gar nicht mehr sehen.

Plötzlich zuckte sie zusammen, als ein Knall durch die Landschaft peitschte.

Und gleich noch einer.

Und ein dritter.

Die Schüsse hallten durch das ganze Tal, nochmals verstärkt von der akustischen Barriere, die die Selterklippen darstellten.

Marie wagte es nur sehr langsam, sich umzudrehen.

Doch sie tat es – in absoluter Sicherheit, dass nicht geschehen war, wonach es klang.

Tatsächlich konnte sie so gerade noch Sophias und Kettlers Silhouetten auf Entfernung ausmachen. Beide liefen noch in Richtung des Helikopters.

Die Schüsse kamen definitiv aus einer anderen Richtung. Hier waren vielleicht noch mehr Leute unterwegs. Egal wer – diese Leute hatten ebenfalls Waffen. Und sie zögerten offensichtlich nicht, sie einzusetzen.

Damit setzte sich Marie in Bewegung.

Kettler brauchte Sophia viel zu dringend, als dass er es hätte wagen können, auf sie zu schießen. Dass Marie so lange warten sollte, war reine Einschüchterungstaktik, von der er nicht wissen konnte, wie nutzlos dies für ihn war.

Vielleicht diente es auch der Verzögerung ...?

Das wiederum bedeutete, Marie musste sich beeilen.

XIII.

Diesmal lief Marie am Hang entlang zurück, was zwar auch reichlich mühselig war, doch wenigstens die Füße etwas schonte.

Nur alle zwanzig oder dreißig Meter drehte sich Marie einmal kurz um, um sicherzugehen, dass sie von den Schützen am Hubschrauber niemand verfolgte. Zwar war sie sicher, das eine oder andere Mal einen Schatten bemerkt zu haben, doch dieser näherte sich offenbar nicht.

Mit der Zeit lohnte sich das Umdrehen auch gar nicht mehr, denn es wurde immer finsterer. Bald war der Wald für sie einfach nur noch schwarz; als einzige Orientierung, um sicherzugehen, dass sie noch der Trasse folgte und nicht vom Wege abkam, blieben ihr der immer dunkler werdende Himmel und die roten Lichtsignale an der Bahnstrecke.

Als sie endlich den Waggon erreichte, hatte sie das Gefühl, einen Marathon hinter sich zu haben.

Doch zum Verschnaufen blieb ihr wohl nicht viel Zeit.

Schon kletterte sie die Trittstufe hoch und betrat den Waggon.

Das Abteil, das sie sich mit Sophia, Tino und Malte geteilt hatte, war leer.

Ihr Blick fiel auf die Toilette, deren Tür offenstand.

Sie seufzte. Was sie sah, reichte ihr, um zu wissen, was passiert war.

In der Tür lag Tino!

Offensichtlich war er gleich ein zweites Mal niedergeschlagen worden.

Marie stürzte zu ihm und stellte fest, dass er erst gerade wieder aufgewacht sein musste.

»Tino!« Umgehend streckte sie ihm eine Hand entgegen, welche dieser langsam nahm.

»Marie ...!« stieß er dabei überrascht aus. »Was machst du denn noch hier ...?«

Unter Einsatz all seiner Kräfte richtete er sich wieder auf. Marie wäre wohl nicht stark genug gewesen, um ihn allein, ohne seine Mitarbeit, hochzuziehen.

»Du hast wieder eins auf den Wirsing gekriegt!« stellte sie fest.

»Ja ...«, ächzte Tino. »Diesmal war's ein Typ. Ich tippe auf Kettler. Kann eigentlich nur er gewesen sein.«

»Wo sind die anderen?« wollte Marie wissen.

»Malte und die zwei Frauen ...? Zuletzt gesehen hab ich sie ... dort.« Tino wies auf die Tür zum Abteil, in dem Kettler mit den beiden Damen gesessen hatte.

»Ich ahne Schlimmes«, sagte Marie nur, ohne zu präzisieren, was genau sie ahnte.

Als sie vor Tinos Augen zur Tür stürzte, vernahm sie aus dem Inneren bereits einen Chor von Hustenanfällen.

Sie öffnete hastig die Schiebetür.

Tatsächlich saßen sie zu dritt im Abteil – Malte und die beiden Frauen. Die Hände lagen fest auf ihrem Rücken. Sie mussten demnach gefesselt worden sein.

»Marie! Tino!« brachte Malte hervor. »Gut, dass ihr kommt! Endlich!«

»Konnte nicht eher«, gab Tino zurück und wies auf eine frische, blaue Stelle an seinem Kopf. »Ich musste mir erst die zweite Beule abholen.«

Carolin Gödeke beeilte sich, klarzustellen: »Diesmal war ich's nicht!«

Tino schüttelte den Kopf. »Nee, das war ein Typ.«

»Wahrscheinlich Kettler!« ächzte Miriam Depenbrock.

Malte fügte hinzu: »Auf einmal hatte er 'ne Knarre! Da konnte ich ihn natürlich nicht mehr hinhalten. Dann hat er uns gefesselt. Und Gas eingespritzt!«

Marie warf einen kurzen Blick in die Richtung, in die Malte mit seinem Kopf wies, und wunderte sich kurz, woher Kettler die große Flasche mit den ganzen Warnsymbolen gehabt haben musste, aus der nun unermüdlich ein Gas austrat.

Tino warf in der Zeit einen Blick auf Maltes Handgelenke. »Paketband«, stellte er fest.

Marie stürzte aus dem Abteil, ging in ihr eigenes und zog ihre Reisetasche von der Gepäckablage herunter. Hastig wühlte sie darin.

Gleich darauf begab sie sich zurück ins andere Abteil, um bei allen das bräunliche Band durchzuschneiden, mit dem Kettler sie gefesselt hatte.

»Der Typ ist völlig wahnsinnig!« presste Miriam Depenbrock hervor, worauf wieder ein Hustenanfall folgte.

»Der wollte uns echt killen«, ächzte Malte.

Tino seufzte. »Dann kann ich ja von Glück reden, dass mir heute nur jeder eins auf die Glocke geben will«, meinte er. »Hoffentlich erfahre ich

demnächst mal, warum.«

Carolin Gödeke schwieg dazu, wohl wissend, dass er auch auf sie anspielte.

»Kettler ist wahrscheinlich ein Industriespion«, antwortete Marie knapp.

»Das kann ich jedenfalls zum zweiten Schlag sagen. Das andere klären wir, sobald wir hier weg sind.«

Nachdem auch Miriam und Malte befreit waren, erhoben sie sich, bereit, die Flucht anzutreten.

Dies taten auch Marie und Tino. Sie ließen die anderen vor, da diese schon länger dem Gas ausgesetzt gewesen waren, und folgten ihnen als Letzte zum Ausgang, den Malte geschaffen hatte.

Als alle fünf draußen standen, sagte im ersten Moment niemand etwas.

Dann wandte sich Malte an Marie: »Wo ist eigentlich Sophia?«

Marie warf einen kurzen Blick in die Richtung, in der in einiger Entfernung immer noch der Hubschrauber stand, und zeigte seufzend darauf und meldete knapp: »Kettler hat sie.«

»Scheiße«, war Maltes Kommentar dazu.

»Ihr wird nichts passieren, solange er die Zugangsdaten nur von ihr kriegen kann«, versuchte ihn Marie zu beruhigen. Und auch sich selbst – sie musste einfach hoffen, dass die Schüsse nicht doch von Kettler abgegeben worden waren ...

Malte nickte. »Dann wird's mal Zeit, dass sie ihre Verzögerungstaktiken richtig einsetzt. Und weiß man auch, wo Offleben steckt?«

Marie kam nicht mehr dazu, ihm zu antworten.

In diesem Augenblick wurde der Gleisabschnitt in grelles, weißes Licht getaucht. Alle fünf erschrecken.

»Keine Bewegung!« brüllte eine wohlbekannte Stimme.

Es war Robert Offleben. Er hielt eine Lampe hoch.

XIV.

Für einen Moment verharrten alle regungslos.

Marie schaute sich nach einem Fluchtweg um – obschon ihr klar war, dass das wohl aussichtslos war.

Eine andere Männerstimme, die sie wiederum nicht kannten, rief: »Alles gut, jetzt können Sie sich wieder bewegen. Detlef Kettler hat leider die

Flucht ergriffen, aber wir sind zuversichtlich, dass unsere Leute ihn schon bald kriegen. Der kommt nicht weit.«

Eine zweite Lampe ging an.

»Dann ist's gut«, gab Offleben zurück. »Falscher Alarm.«

»Was ist mit Sophia Ramuneit?!« fragte Malte – beinahe schreiend.

In diesem Augenblick tauchte neben dem Unbekannten noch eine Gestalt auf und trat etwas ins Licht, damit alle sehen konnten, wer es war.

»Mir geht's prächtig!« vermeldete Sophia. »Der Hubschrauber konnte nicht starten. Irgendwer hat wohl ein Loch in den Tank geschossen.«

Marie seufzte erleichtert. »Das waren also die Schüsse von eben.«

»Ich musste ja handeln«, meinte der Mann neben Sophia. »Ach ja, falls Sie erlauben: Kommissar Konstantin Heinevetter, Kriminalpolizei Northeim.« Zum Beweis hielt er seinen Dienstausweis hoch.

Marie, die sich schon so etwas gedacht hatte, nickte. Sie drehte sich zu Offleben um. »Dann lag ich richtig mit meiner Vermutung, dass Sie kein Schaffner sind.«

Offleben nickte und zog ebenfalls seinen Ausweis hervor. »Da liegst du richtig. Schaffner Offleben ist eine Tarnidentität. Hauptkommissar Ludwig Weende, Kripo Hildesheim.«

Heinevetter meinte: »Da das ja nun geklärt ist, hier die spannende Frage: Wer von Ihnen hat noch ausreichend Puste, um uns zum blau-weißen Partybus zu begleiten? Wir würden gerne einen möglichst großen Haufen Aussagen zusammensammeln.«

»Ich schätze, dafür würden wir auch alle bis zur nächsten Dienststelle laufen«, gab Malte zurück.

»Dann ab dafür«, sagte Heinevetter und machte sich direkt auf, um den Trupp zu leiten.

Weende alias Offleben leuchtete ihnen den Weg von der Seite.

Marie nutzte nach einigen Metern den Umstand, dass Carolin Gödeke solche auffällig roten Haare hatte, und tippte der Stieftochter von Erik Klingebiel auf die Schulter. »Verzeihung?«

»Was gibt's?« wollte diese wissen und verlangsamte.

Marie senkte die Stimme etwas. »Ich hab mir schon so gut wie alles zusammengereimt, was hier passiert ist. Aber eine Sache verstehe ich nicht, und ich denke, Sie sollten damit endlich mal rausrücken: Warum haben Sie Tino niedergeschlagen?«

Bei seiner Erwähnung drosselte auch Tino sein Lauftempo. »Das möchte ich jetzt auch gern wissen«, meinte er.

Die Rothaarige seufzte. »Wenn du mich wirklich nicht wiederer kennst, hab ich mich wohl einfach getäuscht. Aber ich war mir so sicher! Naja.«

Auch Miriam Depenbrock drehte sich kurz nach ihr um. »Mein Gott, Caro, sag's ihm doch einfach! Oder denkst du immer noch, er tut einfach so, als hätte er dich noch nie gesehen?«

»Also gut.« Carolin räusperte sich. »Es ist so. Im Herbst vor fünf Jahren – da war ich siebzehn Jahre alt – wurde ich entführt. Auf offener Straße. Zu Hause, in Lauenförde. An der Weser, wer's nicht kennt. Ein schwarzer Bulli hielt an, als ich aus der Schule kam, ich wurde hineingezerrt und in irgendein Versteck gebracht. Der Kerl hat mich zwei Tage lang dort festgehalten und ... Naja, ich lass jetzt mal die Details weg, aber ich sag's mal so: Er war übelst brutal und hat das auch gezeigt. Ich kam frei und hatte überall blaue Flecken. Die Lösegeldübergabe, zu der mein Stiefvater Erik Klingebiel angerückt ist, ging extrem schnell. Der Kerl war unaufmerksam – und da hab ich sein Gesicht gesehen. Und ich hätte schwören können, er sah genauso aus wie ...« Sie sprach nicht weiter.

Doch Tino seufzte und vervollständigte: »... wie ich. Ja?« Er schüttelte den Kopf. »Gut, Lauenförde ist ungefähr meine Gegend. Aber ich hab ganz bestimmt niemanden entführt.«

»Das ist mir inzwischen auch klar«, gab Carolin zurück. »Aber die Ähnlichkeit war so täuschend! Und als du dann einfach reinkamst und so gar nicht reagiert hast, dachte ich, du spielst mir einen vor.«

Tino nickte und überlegte kurz. »Vor fünf Jahren ... Ja, ich hab da so einen Verdacht, wer das wirklich gewesen sein könnte. Mein Bruder ist sieben Jahre älter als ich und sieht mir ziemlich ähnlich. Nur etwas älter – also vor fünf Jahren vielleicht ziemlich genau so, wie ich *jetzt* aussehe. Und Giorgio war schon immer ein Gauner. Deshalb ist er in der Familie auch ungefähr so beliebt wie Fußpilz. Würde mich nicht wundern, wenn man bei ihm Beweise findet, dass das damals auf seine Kappe ging.«

Carolin seufzte. »Ich weiß nicht, wie ich das wiedergutmachen soll.«

Tino winkte ab. »Passen Sie auf, Frau Gödeke ...«

»Caro«, unterbrach sie ihn.

»Pass auf, Caro: Dass dir so was Fürchterliches passiert ist, tut mir ehrlich leid. Und die Sache sollte dringend aufgeklärt werden. Für die Beule lass

ich die Herren hier nicht extra 'ne Anzeige schreiben. Wenn schon, dann erzähl ich denen mal ein wenig von Giorgio und seinen Machenschaften. Vielleicht reicht das ja aus, sodass die sich bei ihm nochmal gründlich umgucken.«

Caro bekam weder einen Ton raus, noch den Mund zu.

Miriam Depenbrock staunte. »Klingt nach 'ner vernünftigen Lösung.«

Marie, die ruhig zugehört hatte, nickte. »Ich finde das auch richtig. Und den Rest des Falls dröseln wir auf dem Revier auf. Vorausgesetzt, ich kann von da aus vorher bei meinen Verwandten anrufen. Es wird ja doch noch etwas später.«

Tino nickte. »Und diesmal kannst du's nicht mal der Bahn in die Schuhe schieben.«

XV.

Mit mehreren großen Einsatzwagen der Polizei aus den beiden Landkreisen, die hier aneinander grenzten, ging es auf die kleine Polizeistation in Kreiensen. Obschon einer der dort ansässigen Oberkommissare, mit welchen Heinevetter natürlich bekannt war, freiwillig sein Büro zur Verfügung stellte, wurde es darin schnell ziemlich eng.

Doch letztendlich gelang es Heinevetter und seinem Hildesheimer Kollegen Weende, für sich selbst, Marie, Sophia, Malte, Tino, Carolin Gödeke und Miriam Depenbrock Platz zu schaffen. Auch wenn der halbe Stuhlkreis entfernt an einen Kindergarten erinnerte.

»Ich muss zugeben, die Sache ist reichlich konfus«, meinte Heinevetter und fuhr sich durch den dunklen Bürstenhaarschnitt. »Vor allem muss ich wohl mal dringend darüber sinnieren, wie sich getarnte Kollegen im Undercover-Einsatz im Idealfall verhalten sollten.« Er schaute Weende alias Offleben an und musste grinsen. »Auch wenn Ihnen die Uniform als Schaffner durchaus steht.«

»Und etwas Sachverstand haben Sie offensichtlich auch«, ergänzte Marie.

Weende seufzte. »Meine Mission ist etwas schiefgelaufen, ja. Ich wurde bereits vor vier Jahren auf Detlef Kettler angesetzt. Beziehungsweise auf die Person, die sich so nennt, auch wenn der Name wohl falsch ist. Als wir herausgefunden haben, dass er mit Erik Klingebiel kooperiert, dachten wir,

jetzt kriegen wir ihn endlich. Allerdings haben nicht nur wir bei der Polizei einen guten Draht zu den Leitstellen und Stellwerken der Bahn, sondern auch Klingebiel und seine Helfershelfer. Dennoch wusste ich: Wenn wir Kettler schon in einem Zugwaggon ab Bord haben, noch dazu im Funkloch, kann es nur eine Frage der Zeit sein, bis wir ihn überführen. Und sei es nur, indem wir ihn beim Versuch, an Sophia Ramuneit heranzukommen, auf frischer Tat ertappen.«

»Aber Sie haben die Rechnung ohne den Wirt gemacht«, stellte Heinevetter fest.

Weende schüttelte den Kopf. »Den Wirt haben wir mit einkalkuliert. Wen ich zunächst nicht auf dem Radar hatte, das war Marie Paurois.«

Marie zog die Augenbrauen hoch. »Ich war selbst überrascht«, gab sie zu. »Sie kamen mir durchaus seltsam vor. Als Sie wortwörtlich meinten, ›die Uniformierten‹ würden hier am Bahnhof warten, war das schon auffällig – immerhin tragen Sie ja selbst Uniform. Mir war klar, dass Sie damit Polizeibeamte meinten. Aber das würde so wohl nur ausdrücken, wer sich selbst sprachlich von der Polizei in Uniform abgrenzen will. Irritiert war ich später aufgrund Ihres ansonsten reichlich verdächtigen Verhaltens. Ich habe, ehrlich gesagt, die Möglichkeit ins Auge gefasst, Sie seien ein getarnter Beamter, der aber sein eigenes Spiel spielt. Dass Sie so taten, als ob die Notentriegelungen nicht funktionieren würden, fand ich seltsam.«

Weende seufzte. »Die Mission lief dank dir so anders als geplant, dass ich in Panik war. Auch, als du unbedingt die Passagierlisten sehen wolltest. Ich hatte natürlich die ganze Zeit Funkkontakt zu den Kollegen in Hildesheim – und hab sie gebeten, deinen Namen mal durch den Computer zu jagen, nachdem ich ihn bei der Ausweiskontrolle in Erfahrung gebracht hatte. Stellte sich heraus, die Kollegen in deinem Heimatort Sahrow kennen dich zur Genüge. Als Hobbyermittlerin. Und das mit nicht wenig Erfolg. Immerhin hast du ja erst vorgestern noch den sogenannten ›Riesengnom‹ gefasst.«

Marie hob nur die Schultern und nickte. Für Weende alias Offleben war die Katze also schon längst aus dem Sack gewesen. Wenn sie auch sonst niemand hier kannte – für Behörden war es wohl eher unkompliziert gewesen, Erkundigungen über sie einzuholen.

Sophia zog die Augenbrauen hoch. »Ich krieg die Tür nicht zu ...«, entfuhr es ihr. »Detektivin? Du? Sag bloß, dich haben sie auch noch eingeschleust!«

Marie schüttelte den Kopf. »Ich hab nur den Part verschwiegen. Was ich sonst erzählt hab, war komplett wahr. Auch, dass ich eigentlich nur zu meinen Verwandten wollte. Das Ganze war ein irrsinniger Zufall. Jedenfalls, soweit es mich betrifft.«

»Wohl ein glücklicher«, befand Heinevetter.

Weende schnaufte amüsiert. »Ansichtssache«, meinte er.

Marie schaltete sich nun erneut ein: »Ich darf annehmen, die Beweislast gegen Erik Klingebiel wird eher nicht ausreichen? Auch wenn die Zusammenhänge klar sind?«

»Vermutlich nicht«, antwortete Weende und seufzte lautstark. »Obwohl wir dank dieses Vorfalls inzwischen etwas recherchieren konnten und jetzt sicher wissen, dass Klingebiel auf Gewinne der chinesischen Konkurrenz spekuliert.«

Malte, der wohl gerade seinen Schock darüber verdaut hatte, was Marie so in ihrer Freizeit trieb, dachte inzwischen wieder mit und fügte hinzu: »Ich vermute, speziell auf Xiaogongren Industries. Die sitzen in Shenzhen, Guangdong.«

Nun nickte Heinevetter. »Richtig. Und wir gehen davon aus, dass diese chinesische Firma Detlef Kettler den Auftrag gegeben hat, an Betriebsgeheimnisse der Oha-Nanotech zu gelangen.«

Marie warf ein: »Wenn bewiesen werden kann, dass es auch Kontakte zwischen Kettler und Klingebiel gegeben hat, wäre die Sache ziemlich eindeutig. Aber freiwillig auspacken wird wohl keiner von beiden.«

Mit einem Male räusperte sich Carolin Gödeke: »Nun ja, es sei denn, es gäbe auch Beweismaterial darüber, dass mein Stiefvater versucht hat, auch mich auf Sophia Ramuneit anzusetzen. Er meinte, er wüsste genau, wann Sophia und Malte in Bremen losfahren. Die Fahrkarte hat er mir auch direkt spendiert.«

»Und darauf sind Sie eingegangen, Frau Gödeke?« wunderte sich Heinevetter.

»Nur zum Schein«, gab sie zurück. »Irrsinnig komisch war auch, dass er anscheinend auch Miri losgeschickt hat. So könnte ich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen und nebenbei meine Wut an ihr auslassen.«

Marie hob die Augenbrauen. »Kurze Zwischenfrage: Was ist daran komisch? Immerhin hab ich das Cover auf der Zeitschrift ja gesehen.«

Miriam Depenbrock wusste offensichtlich sofort, auf welches Cover Marie anspielte, und schnaufte. »Als die Ausgabe erschien, war unsere Liaison schon beendet. Erik dachte wahrscheinlich, Caro und ich gehen uns gegenseitig an die Gurgel. Dass wir die ganze Zeit in Kontakt miteinander standen und Pläne geschmiedet haben, wie wir ihm mal richtig eins auswischen können, wusste er nicht. Er dachte, er könnte Caro einen Auftrag erteilen und sich in einem Wisch an mir dafür rächen, dass ich mir seine Spielchen nicht gefallen lasse.«

Marie schüttelte den Kopf und musste lachen. »Warum gerate ich eigentlich immer an die Gauner mit den besonders idiotischen Plänen?«

Malte warf ein: »Aber hätten es Kettler und Klingebiel nicht viel einfacher haben können? Ich meine: Zug anhalten? Strom abschalten? Hubschrauber? Hallo ...?«

»Ich vermute stark«, begann Marie, »es war auch eigentlich ganz einfach geplant. Kettler verkleidet sich, vertauscht die Koffer, verschwindet irgendwo vorne im Zug, wartet bis zur nächsten Station und macht den Sittich. Irgendwo hätte er dann Klingebiel informiert, damit der ihm dann sagen kann, ob er hat, was er sucht. Falls nicht, hätte Klingebiel auf Plan B zurückgegriffen und Caro angefunkelt, damit sie irgendwas unternimmt, um Sophia – oder vielleicht auch dich – dazu zu bringen, die Zugangsdaten für die geheimen Informationen über den Forschungsstand der Oha-Nanotech rauszurücken. Den ersten Teil des Plans hätte er noch nachträglich als Machtdemonstration verbuchen können. Nach dem Motto: ›Ich weiß, welche gesundheitlichen Probleme Sophia hat, und kann sie problemlos richtig in Schwierigkeiten bringen.««

Sophia seufzte. »Meinem Vater ist das Projekt nicht ohne Grund so wichtig.«

Marie nickte. »Ich hab's schon vermutet, dass ihn deine Krankheit dazu motiviert, an einem Heilmittel dafür zu forschen. Hoffen wir das Beste.«

»Aber wir sind ja auf offener Strecke liegengeblieben«, erinnerte Malte Marie an den Punkt ihrer Ausführungen.

»Richtig«, nahm Marie den Faden wieder auf. »Kettler musste also umdisponieren. Irgendwie muss er es geschafft haben, Klingebiel zu kontaktieren – damit der dann die weiteren Schritte einleitet.«

»Er war über Satellit mit dem Internet verbunden«, warf Heinevetter nun ein. »Ein passendes Gerät haben wir in seinen Sachen gefunden.«

Marie nickte ihm als Dank für den Einwurf zu. »Gut, also: Klingebiel lässt wiederum selbst ein paar Kontakte spielen, und schon stehen wir ohne Strom und ohne Hilfe von außen am Ende der Welt herum. Die einzige Möglichkeit, die er dann aber noch hatte, war, Sophia entführen zu lassen. Einen Hubschrauber zu organisieren, wird für einen steinreichen Mann wie ihn eine Kleinigkeit sein. Und er war sich sicher, keiner der unbeteiligten Passagiere schöpft irgendeinen Verdacht, bevor es zu spät ist. Sein Glück war, dass es außer Herrn Bianchi und mir gar keine Unbeteiligten *gab*, die nicht in seine Rechnung gepasst hätten. Denn dass exakt dieselben Personen in exakt derselben Konstellation einen Ersatzzug nehmen müssen – das kann er nicht geplant haben. Und auch nicht, dass sogar der noch wegen des Wetters liegenbleibt.«

Tino ergänzte: »Wahrscheinlich nicht mal mein privates Interesse an der Wissenschaft.« Er musste grinsen. »Ja, Marie, ich hab mir schon gedacht, dass ich gleich mit auf deiner Verdächtigenliste lande.«

Marie hob die Schultern und winkte ab.

Weende hatte lange andächtig zugehört, während Heinevetter bei dem Versuch, alles so sauber wie möglich zu protokollieren, regelrecht ins Schwitzen gekommen war. Jetzt nickte der als Schaffner getarnte Kriminalbeamte langsam. »Ich werde von meinen Vorgesetzten eine Gehaltserhöhung verlangen«, meinte er. »Dafür, dass ich einfach nur Schaffner spielen und Kettler im Auge behalten sollte, war dieser Fall ein ganz schöner Nervenkrieg.«

Malte musste lachen. »Ja, fragen Sie *uns* mal!«

Auch Marie verdrehte die Augen. »Und für mich geht der Spaß ja noch weiter.« Sie erhob sich seufzend. »Ich muss noch in Frankfurt anrufen – und mir eine glaubhafte Ausrede einfallen lassen. Die Wahrheit glaubt mir sowieso wieder keiner.«

In Gedanken ergänzte sie die Befürchtung, auch Annika würde ihr nichts davon glauben. Dabei wäre das wichtig, wenn sie wirklich anfangen wollte, Fallakten zu schreiben.

»Auf jeden Fall reicht unser Geld noch für ein Taxi«, meinte Sophia, die ebenfalls aufstand.

Marie runzelte die Stirn. »Bis nach Frankfurt ...? Das geht aber ganz schön ins Geld.«

»So weit nicht«, entgegnete Sophia und legte ihren Arm um Maries Schulter. »Aber bis nach Osterode. Ich denke, deine Verwandten können damit leben, wenn du einen Tag später kommst und vorher noch woanders übernachtet.«

Marie glaubte, ihren Ohren nicht mehr trauen zu können. »Dein Ernst ...?«

»So was sage ich nicht aus Spaß«, gab Sophia zurück.

Malte schloss sich ihnen nun ebenfalls an. »Ich würde Sophia auch ungern alleine in ihrer Bude lassen wollen. Falls da noch mehr Leute wie Kettler herumrennen.«

Sophia ergänzte: »Zwei Berufsgruppen sind bei mir immer willkommen – Privatdetektive und Kammerjäger!«

Marie grinste. »Das hat Verstand. Der Unterschied ist da manchmal eh kleiner, als du denkst.«

– ENDE –